



Universität
Basel

UNINOVA

Das Wissenschaftsmagazin der Universität Basel – N°126 / Oktober 2015



Osteuropa Von Kostümen, Konflikten und Kulturräumen.

Gespräch

**Durchbruch in
der Krebsbehandlung.**

Debatte

**Chancen und Risiken
von Big Data.**

Album

**Mit Buntbarschen
auf den Spuren Darwins.**

Forschung

**Chirurgen und Ingenieure
spannen zusammen.**

FONDATION **BEYELER**

4. 10. 2015–10. 1. 2016

RIEHEN/BASEL

Auf der Suche nach 0,10
Kasimir Malewitsch und
die russische Avantgarde

www.fondationbeyeler.ch

**Über diese Ausgabe
Ausgezeichnete
Gestaltung –
ausgezeichnete
Wissenschaft**

Diese Ausgabe sind wir mit besonderem Elan angegangen. Denn wir dürfen hier nicht nur ausgezeichnete Wissenschaft präsentieren, sondern diese auch in einer ausgezeichneten Gestaltung: Das Corporate Design der Universität Basel, in den vergangenen Monaten von der Basler Agentur NEW ID entwickelt und umgesetzt, wurde mit dem «Red Dot Award: Communication Design 2015» und dem «German Design Award 2016» ausgezeichnet (Seite 64).

Dabei müssen wir natürlich zugeben, dass es ohne die Qualität der Arbeit, die an der Universität geleistet wird, auch kein ausgezeichnetes Kommunikationsdesign geben kann. Das Bild vom Floh unter dem Raster-elektronen-Mikroskop etwa, das wir auf Seite 6 zeigen, hat der Wissenschaftsfotograf Martin Oeggerli in einem aufwendigen Verfahren am Computer koloriert. Seine Arbeiten inspirierten National Geographic zum IMAX-Film «Unseen World», zu dem ein Team der Universität Basel einen wichtigen Beitrag geleistet hat. Bei der Konzeption und Produktion dieser Ausgabe hatten wir das Privileg, die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus nächster Nähe beobachten zu dürfen. Und wir hoffen, dass wir unsere Begeisterung für ihre Forschung mit diesem Heft weitergeben können. ■



Von Osteuropa in den Tanganjikasee.

Knapp zwanzig Studentinnen und Studenten hatten sich im Herbstsemester 2005/06 für den neuen Bachelor-Studiengang Osteuropa-Studien eingeschrieben. Das zusammenwachsende Europa, so die Initiatoren dieses neuen Angebots, brauche Osteuropa-Experten, und diese sollten an der Universität Basel ausgebildet werden. Mit der Schaffung dieses Studiengangs leistete die Universität Basel Pionierarbeit, und die Ereignisse der letzten Monate und Jahre zeigen, dass damals ein kluger Entscheid gefällt wurde: Gerade in der Ukraine-Krise waren unsere Experten gefragte Gesprächspartner für Medien und Politik. Zum 10-Jahre-Jubiläum der Osteuropa-Studien soll der Schwerpunkt dieser Ausgabe von UNI NOVA aufzeigen, wie breit das Thema Osteuropa an der Universität Basel erforscht wird.

Das Heft widerspiegelt aber auch auf schöne Weise die Volluniversität mit ihren kompetenten Expertinnen und Experten: Der Onkologe Alfred Zippelius erzählt von den gewaltigen Fortschritten in der Immuntherapie, von der Kunsthistorikerin Mechtild Widrich erfahren wir mehr über die Stadtforschung im Rahmen des Schwerpunkts eikones, und der Ökonom Heinz Zimmermann erklärt uns den Nutzen von Termingeschäften. Schliesslich tauchen wir zusammen mit Walter Salzburger in die Tiefen des ostafrikanischen Tanganjikasees, wo der Evolutionsbiologe auf den Spuren Darwins Buntbarsche für seine Forschung fängt.

Diese Expertinnen und Experten tragen – zusammen mit den übrigen Professorinnen und Professoren und deren hervorragenden Mitarbeitenden – entscheidend dazu bei, dass die Universität Basel zu den besten 100 Universitäten der Welt gehört. Und UNI NOVA bietet uns die Gelegenheit, ihnen bei der Arbeit über die Schultern zu schauen. Ich wünsche Ihnen eine unterhaltsame und lehrreiche Lektüre.

Prof. Dr. Dr. h.c. Andrea Schenker
Rektorin der Universität Basel

Andrea Schenker-Wicki

ist seit 1. August 2015 Rektorin der Universität Basel. Von 2001 bis 2015 war sie Ordentliche Professorin für Betriebswirtschaftslehre an der Universität Zürich und Direktorin des Executive MBA sowie des CAS-Programms «Grundlagen der Unternehmensführung». In den Jahren 2012 bis 2014 bekleidete sie zudem das Amt der Prorektorin Rechts- und Wirtschaftswissenschaften der Universität Zürich.



Immuntherapie –
Umbruch in der Krebsbehandlung. 8



Dossier

Osteuropa Von Kostümen, Konflikten und Kulturräumen.

6 Kaleidoskop

8 Gespräch

Der Onkologe Alfred Zippelius spricht über neue Methoden der Krebstherapie.

12 Nachrichten

Medizin im Baselbiet: Der neue Dekan kommt aus Liestal, in Allschwil wird Hightech-Forschung ausgezeichnet.



Titelbild

Der bulgarische Nationalrevolutionär Sava Penev setzt sich auf einem Visitenkarten-Foto als Freischärler in Szene. Welche Realitäten solche vermeintlichen Schnapsschüsse schaffen, erforscht die Historikerin Martina Baleva. Lesen Sie mehr über die Nationalhelden aus dem Fotostudio auf Seite 18.

16 «Osteuropa»

Zur Geschichte und Gegenwart eines Konzepts.

18 Nationalhelden aus dem Fotostudio.

Historische Visitenkartenporträts gleichen einem «Facebook des 19. Jahrhunderts».

22 «Der Krieg in der Ukraine hat auch in der Schweiz tiefe Gräben aufgerissen».

Osteuropa-Historiker Benjamin Schenk über die Hintergründe des Ukraine-Konflikts.

25 Altersbetreuung aus dem Osten.

Tausende von osteuropäischen Frauen betreuen in der Schweiz Betagte – oft unter prekären Bedingungen.

26 Im Osten viel Neues.

Die jüngste Geschichte des Ostens bietet Modelle für das Zusammenleben unterschiedlicher Kulturen.

28 Das Rütli der Sowjetunion.

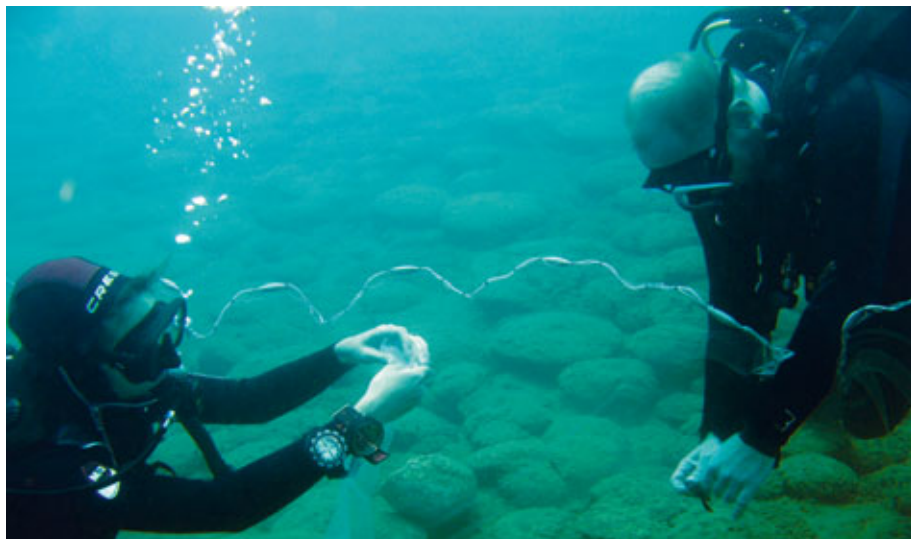
Die Konferenz von Zimmerwald war im Sozialismus ein Mythos – nicht nur zur Freude des Berner Dorfs.

32 Der Ukraine-Konflikt und das Völkerrecht.

Der Anspruch auf Selbstbestimmung bedeutet nicht ein allgemeines Recht auf Sezession.

34 Osteuropa in Basel.

Osteuropa steht im Zentrum mehrerer Veranstaltungen, die im November in Basel stattfinden.



Auf Darwins Spuren. 40

- 36 Mein Arbeitsplatz**
Die Bibliothek des Frey-Grynaei-
schen Instituts am Heuberg
beherbergt Schätze aus der frühesten
Basler Buchdruckkunst.
- 38 Debatte**
«Big Public Data»
Chancen und Gefahren.
Ein Ökonom und ein Jurist
beziehen Position.
- 40 Album**
Mit dem Evolutionsbiologen
Walter Salzburger in die Tiefen
der Seen Ostafrikas abtauchen –
eine Bildreportage.
- 50 Forschung**
Dem Städtewandel auf der Spur.
Im Rahmen des Forschungsschwer-
punkts eikones erforscht Mechtild
Widrich, wie sich Städte wandeln.
- 52 Forschung**
**Auch ein leerer Bauch studiert
nicht gern.**
Basler Sportmediziner untersuchen
die Leistungsfähigkeit von südafrika-
nischen Schulkindern.

- 54 Forschung**
**Mit Ingenieurskunst zu neuen
Lösungen in der Medizin.**
Medizin und Ingenieurskunst wach-
sen immer mehr zusammen –
die Universität Basel hat dafür ein
eigenes Departement gegründet.
- 57 Forschung**
**Sozialpsychologie fördert
nachhaltiges Verhalten.**
- 57 Forschung**
Zurück an Hofmanns Wirkstätte.
- 58 Essay**
Terminwarenhändler haben einen
schlechten Ruf. Zu Unrecht, findet
Finanzmarkttheoretiker Heinz
Zimmermann – und liefert biblische
Vergleiche.
- 61 Bücher**
Neuerscheinungen von Basler
Forscherinnen und Forschern.
- 62 Porträt**
Vom Biozentrum ins Silicon Valley.
Die steile Karriere des Nico Ghilardi.
- 64 Interna**
- 64 Alumni**
- 66 Mein Buch**
- 67 Agenda**

Impressum

UNI NOVA,
Das Wissenschaftsmagazin der Universität Basel.
Herausgegeben von der Universität Basel,
Kommunikation & Marketing, Matthias Geering.
UNI NOVA erscheint zweimal im Jahr, die nächste
Ausgabe im Mai 2016. Das Heft kann zum Preis
von 18 Fr./Euro im Jahr abonniert werden;
Bestellungen per E-Mail an uni-nova@unibas.ch
oder an die Redaktion. Kostenlose Exemplare
liegen an mehreren Orten innerhalb der Univer-
sität Basel und weiteren Institutionen in der
Region Basel auf.

KONZEPT: Matthias Geering, Reto Caluori,
Urs Hafner

REDAKTION: Matthias Geering, Reto Caluori
ADRESSE: UNI NOVA, Universität Basel,
Kommunikation & Marketing, Postfach,
4001 Basel.

Tel. +41 61 267 30 17

E-Mail: uni-nova@unibas.ch

UNI NOVA im Internet: unibas.ch/uninova,
issuu.com/unibas

GESTALTUNGSKONZEPT UND GESTALTUNG:
New Identity Ltd., Basel

UNI NOVA gibt es auch in einer englischen
Ausgabe.

ÜBERSETZUNGEN: Sheila Regan und Team,
UNIWORKS (www.uni-works.org)

FOTOGRAFIE: Basile Bornand, Basel; Dominik
Plüss, Basel

BILDER: S. 13: Keystone/Imagno/Franz Hubmann;
S. 19: Zentrales Staatsarchiv, Sofia, Sammlung
«Hristo Jonkov», Fonds 2126K.; S. 20, 21: National-
bibliothek «Sv. Sv. Kiril i Metodij», Sofia, Foto-
sammlung; S. 28: Foto Archiv Gemeinde Wald;
S. 34: Maria Sorokina; S. 50: Former Supreme
Court Rooftop Terrace, © Darren Soh

ILLUSTRATION: Studio Nippoldt, Berlin

KORREKTORAT: Lesley Paganetti, Basel
(deutsche Ausgabe), Supertext AG, Zürich
(englische Ausgabe).

DRUCK: Werner Druck & Medien AG, Basel

INSERATE: Universität Basel,
Leitung Kommunikation & Marketing,
E-Mail: matthias.geering@unibas.ch

UNI NOVA ist Mitglied des Swiss Science Pools
(www.swiss-science-pool.com)

AUFLAGE DIESER AUSGABE:

15 000 Exemplare deutsch,

2000 Exemplare englisch

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur mit
Genehmigung der Herausgeberin.

ISSN 1661-3147 (gedruckte Ausgabe deutsch)

ISSN 1661-3155 (Online-Ausgabe deutsch)

ISSN 1664-5669 (gedruckte Ausgabe englisch)

ISSN 1664-5677 (Online-Ausgabe englisch)

twitter.com/unibas

facebook.com/unibas



gedruckt in der
schweiz



National Geographic

«Unseen World»: Teamwork für den IMAX-Film.

Eine Teamleistung der besonderen Art haben Forschende der Universität Basel in Zusammenarbeit mit National Geographic erbracht: Für den IMAX-Film «Mysteries of the Unseen World» hat Professor Henning Stahlberg ein hochmodernes Elektronenmikroskop so umgerüstet, dass es zur Filmkamera wurde und statt Einzelbilder ganze Serien aufnehmen konnte. Der Wissenschaftsfotograf Martin Oeggerli, unter dem Namen «Micronaut» weltberühmt für die Koloration von Elektronenmikroskop-Bildern, färbte jedes 400. Bild dieser Serie manuell am Computer ein. Mehrere Dutzend waren das, und für jedes einzelne braucht er 30 bis 40 Stunden. Weil der Film aber aus mehreren Tausend Einzelbildern besteht und alle farbig sein mussten, entwickelte Informatik-Professor Thomas Vetter die nötige Software, mit der die übrigen Bilder automatisiert koloriert werden konnten. Das Resultat ist beeindruckend, der Film ist nun als Blu-Ray in 2-D und 3-D erhältlich – zusammen mit einer «Making of»-DVD, in der die Basler Forscher von ihrem Projekt erzählen.





555-Jahr-Jubiläum

Lange Nacht der Wissenschaft.

Ihr 555-Jahr-Jubiläum feierte die Universität Basel mit einer langen Nacht der Wissenschaft. Bis nach Mitternacht nutzten die rund 13000 Besucherinnen und Besucher die Gelegenheit, sich an der Uni-Nacht einen Einblick in die aktuelle Lehre und Forschung an der Universität Basel zu verschaffen und sich direkt mit den Forscherinnen und Forschern auszutauschen. In über 250 Präsentationen, Workshops, Vorträgen und Experimenten zeigte die Universität Basel der Bevölkerung Wissenschaft live und zum Anfassen.

Artenbildung

Erfahrung der Mutter als Evolutionsvorteil.

Die Schmetterlingsart Kleiner Kohlweissling (*Pieris rapae*) konditioniert ihre Brut auf die Futterpflanzen-Qualität, die sie aus eigener Erfahrung als Larve kennt, auch wenn diese nicht unbedingt ideal war. Die Weibchen der nächsten Generation richten sich für die Eiablage noch gezielter nach ihrer Larvenerfahrung, wodurch sich die Nachkommenschaft schnell und immer besser an veränderte Umweltbedingungen anpasst. So vergrößert sich die Auswahl an Wirtspflanzen, die Konkurrenz innerhalb der Spezies reduziert sich und die Entstehung neuer Arten wird erleichtert und beschleunigt.





**«Die Immuntherapie hat ein sehr grosses Potenzial.
Wir möchten verstehen, was diese neuen
Medikamente im Körper machen, um sie gezielt
einsetzen zu können.»**

Alfred Zippelius

Immuntherapie – Umbruch in der Krebsbehandlung.

Der Onkologie-Professor Alfred Zippelius forscht am Universitätsspital Basel im Bereich der Immuntherapie gegen Krebs. Er behandelt Patienten mit dieser neuen Therapie und ist überzeugt, dass wir bei der Behandlung von gewissen Krebsarten eine Revolution erleben werden.

Interview: Matthias Geering Foto: Dominik Plüss

Lange Zeit war umstritten, ob das Immunsystem einen Einfluss auf die Entstehung von Krebs hat. Erst Ende der 1990er-Jahre konnte in zahlreichen Experimenten nachgewiesen werden, dass der menschliche Körper Krebszellen aktiv abwehren kann. Man hat damals aber auch entdeckt, dass Tumore diese Abwehrzellen – sogenannte T-Zellen oder Killerzellen – blockieren können.

Nach langer, intensiver Forschung haben Wissenschaftler herausgefunden, wie Tumore das menschliche Immunsystem blockieren und ausser Kraft setzen können. Als Antwort darauf haben sie eine wirksame Behandlung entwickelt: Bei der Immuntherapie werden die körpereigenen «Killerzellen» mittels künstlich hergestellten Eiweiss-Strukturen, sogenannten monoklonalen Antikörpern, reaktiviert. Damit wird der Tumor wie-

der vom Immunsystem erkannt, die körpereigenen Killerzellen gehen auf die Krebszelle los, zerstören sie oder stoppen deren Wachstum. Die Forschung läuft auf Hochtouren, auch am Universitätsspital Basel laufen derzeit mehrere klinische Studien, in denen die Wirksamkeit von Kombinationen von Immuntherapie, Bestrahlung und Chemotherapie untersucht wird.

UNI NOVA: Alfred Zippelius, das Forschungsmagazin «Science» hat 2013 die Immuntherapie zur wissenschaftlichen Entdeckung des Jahres erkoren. Als forschender und behandelnder Onkologe, der im Universitätsspital Basel diese Therapie einsetzt, sind Sie an vorderster Front dabei. Was passiert derzeit in Ihrem Forschungsgebiet?

ALFRED ZIPPELIUS: Es gibt unzählige neue Entwicklungen. Es werden nicht nur neue immuntherapeutische Ansätze entwickelt, sondern wir sind auch daran, die Immuntherapie mit bereits bestehenden Behandlungskonzepten zu kombinieren. Es zeigt sich nämlich, dass diese Kombination von Therapien die Ansprechrate bei Patienten massiv erhöhen kann. Aufgabe der Forschung ist es, diese Kombinationen mechanistisch zu erforschen, da konventionelle Therapien wie Chemotherapie auch die Immunabwehr beeinträchtigen können. Wir erleben dabei ein extrem kompetitives Umfeld. Fast alle grossen Pharmafirmen arbeiten an Wirkstoffen, die sich in Studien bewähren und sehr bald zugelassen werden.

UNI NOVA: Kommt die Dynamik ausschliesslich vom Markt?

«Wir betreiben keine Produktentwicklung – wir möchten die Immunologie verstehen.»

Alfred Zippelius

ZIPPELIUS: Nein, auch in der Medizinischen Onkologie herrscht Aufbruchstimmung. Wir haben einen wichtigen Ansatz zur Reaktivierung der Immunantwort entdeckt. Dies stellt uns vor grosse Aufgaben in der Forschung. So erfahren die Patienten von diesen Therapiemöglichkeiten und hoffen, dass auch sie auf die neuen Medikamente ansprechen werden.

UNI NOVA: In der Schweiz ist erst ein Medikament zugelassen. Sie setzen in Zusammenarbeit mit der Pharmaindustrie Wirkstoffe ein, die kurz vor einer Zulassung stehen. Was genau machen Sie da?

ZIPPELIUS: Wir haben für manche Tumore bereits grosse Fortschritte erzielt. Zukünftig wollen wir einerseits die Medikamente breiter bei verschiedenen Tumoren einsetzen und andererseits die Wirksamkeit verbessern. Dazu testen wir diese Substanzen sowohl in frühen klinischen Studien als auch in grossen Studien gegen etablierte Standards in der Onkologie wie Chemotherapie.

UNI NOVA: Bisher sagte man immer: Je schneller der Krebs entdeckt wird, desto besser. Wie wichtig ist die frühe Diagnose?

ZIPPELIUS: Früher ging man davon aus, dass Tumore möglichst klein sein müssen, damit sie auf eine Therapie ansprechen. Das war vielleicht gar nicht so falsch, weil frühere Behandlungen wie eine Impfung funktioniert haben, bei der Killerzellen aktiviert werden. Die Immuntherapie, wie wir sie heute anwenden, setzt aber auf Antikörper, die sozusagen die Bremse der Killerzellen lösen und damit bewirken, dass diese Killerzellen wieder arbeiten können. Auch bei einem grossen Tumor kann man durchaus erfolgreich sein: Wenn wir es schaffen, diese Bremse zu lösen, kann das körpereigene Abwehrsystem wieder arbeiten. Und wenn diese Killerzellen reaktiviert sind, ist die Grösse eher unwichtig.

UNI NOVA: Sie können also auch bei grossen Tumoren das Wachstum stoppen?

ZIPPELIUS: Bei einem bestimmten Prozentsatz der Patienten stoppen wir das Tumorwachstum nicht nur, sondern drängen den Tumor sogar zurück.

Im Idealfall verschwindet er vollständig. Aber leider nicht bei allen Patienten!

Beim Lungenkrebs haben wir derzeit eine Ansprechrate von etwa 20 Prozent, beim schwarzen Hautkrebs eine von 30 bis 40 Prozent. Und wenn wir die Antikörper kombinieren, dann sind wir sogar noch besser.

UNI NOVA: Dann steigt aber auch die Rate der Nebenwirkungen!

ZIPPELIUS: Das ist korrekt, es handelt sich hier um entzündliche Autoimmunnebenwirkungen. Jeder Mensch hat Abwehrzellen in sich, die auch den eigenen Körper angreifen können. Wenn wir gesund sind, dann können wir diese gut kontrollieren. Im Rahmen dieser Therapie kann es zu einer Aktivierung der Abwehrzellen kommen, die auch gesunde Organe angreifen können.

UNI NOVA: Sie betreiben translationale Forschung, «from Bench to Bedside» – vom Labor ans Krankenbett –, wie diese Form der Wissenschaft umschrieben wird.

ZIPPELIUS: Ja, aber bei uns geht es in beide Richtungen, also auch vom Krankenbett zurück ins Labor. Genau dies ist unsere Stärke: Es ist die Nähe des Labors zur Klinik, also der medizinischen Onkologie, zum Tumorzentrum am Universitätsspital Basel. So können

wir die Therapien sehr rasch und effizient weiterentwickeln.

UNI NOVA: Ist dies ein Bereich, in dem die Pharmaindustrie fast nicht alleine forschen kann, weil sie auf die Patienten angewiesen ist?

ZIPPELIUS: Natürlich braucht die Pharmaindustrie einen engen Kontakt zu Spitälern und zur Forschung, denn diese Medikamente müssen ja am Patienten studiert werden. Umgekehrt erlaubt uns dieser Kontakt, mit hochinteressanten Wirkstoffen zu arbeiten und so innovative Forschung zu betreiben. Darüberhinaus ist die Durchführung von klinischen Studien inzwischen so komplex, dass wir dies ohne industrielle Unterstützung in den meisten Fällen nicht mehr durchführen können.

UNI NOVA: Sie arbeiten sehr eng mit der Pharmaindustrie zusammen, die letztlich mit ihren Produkten im Markt erfolgreich sein möchte. Wer profitiert, wenn es dank Ihrer Forschung zum grossen Durchbruch kommt? Wie ist das Thema «Geistiges Eigentum» geregelt?

ZIPPELIUS: Im Rahmen unserer Immuntherapie-Forschung mit der Industrie sind einige Patente entstanden. Für diese Fälle wurden von der universitären Technologie-Transferstelle «Unitecra» klare Rahmenbedingungen festgelegt. Entscheidend ist aber, dass wir hier keine neuen Wirkstoffe entwickeln. Es geht uns vielmehr darum, in einem

akademischen Umfeld neue Wirkmechanismen zu erforschen. Davon abgeleitet schlagen wir dann bestimmte Kombinationen mit bestehenden Therapieformen wie Bestrahlung oder Chemotherapie vor. Wir betreiben keine Produktentwicklung – wir möchten die Immunologie verstehen: Welche Tumore sprechen auf einen Wirkstoff an und welche Patienten können wir damit therapieren.

UNI NOVA: Die Kosten für eine Immuntherapie sind sehr hoch. Was macht diese Therapie so teuer?

ZIPPELIUS: Hinter solchen Medikamenten steckt immer ein enormer Forschungsaufwand. In viele potenzielle Wirkstoffe wird investiert, ohne dass es zu einer Marktreife kommt. Jene Medikamente, die eine Zulassung schaffen, sind die Spitze des Eisbergs. Der Preis eines Medikaments orientiert sich natürlich aber auch am Mehrwert, den es generiert. Wenn Sie ein Medikament haben, welches das Leben nur kurz verlängert, dann ist dessen Wert eher gering und der Preis folglich niedrig. Wenn Sie aber eine Substanz haben, die sogar bei Patienten eine hohe Ansprechrate hat, bei denen die herkömmlichen Medikamenten keine Wirkung mehr zeigten, dann ist der Wert dieser neuen Substanzen natürlich entsprechend höher. Dies gilt vor allem dann, wenn man mit dieser neuen Therapie den Tumor dauerhaft zum Verschwinden bringen kann.

UNI NOVA: Wenn diese Therapie derart teuer ist, dann kommt diese Behandlungsform ja nur einer kleinen Gruppe von Menschen zugute!

ZIPPELIUS: Nein, die Immuntherapie wird schon jetzt sehr breit eingesetzt. Derzeit ist die Behandlung so angelegt, dass die Patienten die Therapie nicht nur für ein paar Monate, sondern dauerhaft in Anspruch nehmen werden.

UNI NOVA: Warum kann die Immuntherapie nicht abgesetzt werden, wenn der Tumor verschwunden ist?

ZIPPELIUS: Dies ist Gegenstand aktueller Forschung. Die Antwort kennen wir noch nicht und muss in Studien untersucht werden. In den ersten Studien sieht man aber, dass das Zurückdrängen des Tumors relativ stabil ist, d.h. bei jenen wenigen Patienten, bei denen die Medikamente innerhalb von Studien abgesetzt wurden, bleibt die Remission bestehen. Dies ist hoffnungsvoll.

UNI NOVA: Wer entscheidet heute, wer diese Therapie erhält und wer nicht? Ist es der Arzt? Die Patientin?

ZIPPELIUS: Die Behandlung erfolgt gemäss internationaler Richtlinien, die für unser ärztliches Handeln entscheidend sind. Darüberhinaus haben klinische Studien eindeutige Ein- und Ausschlusskriterien, die uns vorschreiben, welche Patienten wir behandeln können.

UNI NOVA: Es entstehen schon heute hohe Kosten, weil Sie diese Medikamente breit einsetzen und auch geheilte Patienten weiter behandelt werden?

ZIPPELIUS: Für viele Tumore werden uns gegenwärtig noch die Medikamente für Studienzwecke von der Pharmaindustrie zur Verfügung gestellt. Diese Wirkstoffe warten noch auf ihre Marktzulassung. Sobald diese Medikamente aber zugelassen sind, bekommen wir sie nicht mehr kostenlos, dann werden sie verrechnet. Für den Lungenkrebs erwarten wir dies in allernächster Zukunft.

UNI NOVA: Dann kommen grosse Kosten auf das Gesundheitswesen zu – und damit schwere Entscheide: Wer bestimmt dann, wem diese neuen, teuren Medikamente verabreicht werden und wem nicht?

ZIPPELIUS: Letztendlich müssen wir als Gesellschaft entscheiden, wie viel wir bereit sind, für diese Medikamente zu zahlen. Selbstverständlich möchte der Onkologe das maximale für seine Patienten. Allerdings ist es Aufgabe der Forschung, die Therapie zu optimieren. Wenn wir ganz am Anfang der Behandlung schon feststellen könnten, welche Pati-

enten auf eine Therapie ansprechen, dann könnten wir diese Behandlung auch viel gezielter und damit kostensparender einsetzen.

UNI NOVA: In welche Richtung forschen Sie derzeit – wo erhoffen Sie sich den nächsten Durchbruch?

ZIPPELIUS: Die Immuntherapie hat ein sehr grosses Potenzial. Wir möchten verstehen, was diese neuen Medikamente im Körper genau machen, um sie dann ganz gezielt einsetzen zu können.

Weiter ist es entscheidend, dass wir die Kombination von Bestrahlung, Chemotherapie und Immuntherapie nicht nur aufgrund von empirischen Daten definieren, sondern aufgrund von exakt berechenbaren Faktoren. Wenn wir das schaffen, dann können wir die Ansprechraten nochmals stark erhöhen.

UNI NOVA: Wagen Sie eine Prognose – wo stehen wir in fünf Jahren?

ZIPPELIUS: Ich glaube, dass wir bei der Bekämpfung vieler Tumorarten riesige Fortschritte erleben werden. Beim schwarzen Hautkrebs haben sich die Überlebenszeiten bereits deutlich verlängert, andere Tumore folgen. Natürlich werden wir bei manchen Tumorarten auch Enttäuschungen erleben. Denn es gibt komplexe Konstellationen, bei denen sich das Immunsystem mit dieser Therapie nicht so einfach aktivieren lässt. Hier müssen wir wohl die Immuntherapie mit anderen Therapien kombinieren, um schliesslich erfolgreich zu sein. ■

Alfred Zippelius

Als Stv. Chefarzt Onkologie des Universitätsspitals Basel liegen die Schwerpunkte von Professor Alfred Zippelius' Forschung im Bereich der Lungentumore, der Hauttumore und der Kopf-Hals-Tumore. Er leitet zudem das Labor für Tumorimmunologie.

Feier in Liestal – Forschungspreis in Allschwil.

Feier in Liestal

Baselbieter ist Dekan der Mediziner.

Mit einem grossen Empfang wurde Thomas Gasser Ende August in Liestal begrüsst. Der Professor des Kantonsspitals Baselland ist neu Dekan der Medizinischen Fakultät der Universität Basel. Dies sei für Liestal «mehr als eine ehrenvolle Personalie», betonte Stadtpräsident Lukas Ott anlässlich der Feier. Liestal sei bereit, als Uni-Standort einen Beitrag an diese Partnerschaft zu leisten. Universitätsratspräsident Ueli Vischer bezeichnete Thomas Gasser als Brückenbauer zwischen medizinischer Dienstleistung und Forschung sowie zwischen den Spitälern von Baselland und Basel-Stadt. Mit dem Kantonsspital Baselland ist Liestal bereits Standort von universitären Behandlungen. Schon länger besteht die «Urologische Universitätsklinik Basel-Liestal», die von Thomas Gasser geführt wird. Zudem wird das «Universitäre Zentrum für Hausarztmedizin beider Basel» am Standort Liestal unter der Leitung von Professor Andreas Zeller weiter ausgebaut. ■



Von links: Unirats-Präsident Ueli Vischer, Rektorin Andrea Schenker-Wicki, Dekan Thomas Gasser mit Liestals Stadtpräsidenten Lukas Ott.
Foto: Martin Töngi



CTI Swiss Medtech Award 2015

Auszeichnung für Roboter «Carlo».

Viel präziser als von Hand

Kontaktfrei durch-
schneidet der
Laserstrahl die
Schädeldecke.

Foto: KTI

Die Firma Advanced Osteotomy Tools AOT AG, ein Spin-off-Unternehmen der Universität Basel und des Universitätsspitals Basel, hat den mit 15 000 Franken dotierten CTI Swiss Medtech Award gewonnen. Ausgezeichnet wurde das Spin-off für ein System, mit welchem ein Roboter Knochen kontaktfrei und präzise mit einem Laserstrahl schneiden kann.

Ein gut programmierter Roboter kann kombiniert mit Navigation und Lasertechnologie viel präziser arbeiten als der beste Chirurg. Die Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgen Prof. Hans-Florian Zeilhofer und PD Dr. Philipp Jürgens von Universität und Universitätsspital Basel sowie der Laserphysiker und Unternehmer Alfredo E. Bruno entwickelten gemeinsam mit Philippe Cattin, Professor für Image-Guided Therapy an der Universität Basel, ein solches System, den Roboter «Carlo» (kurz für Computer Assisted Robot-guided Laser Osteotome). Heute verarbeitet dieser mehrere Hundert Megabyte Daten pro Sekunde und trifft aufgrund von Sensordaten eigene Entscheidungen. ■

Karl Barth

Ein neues Zentrum möchte Werk und Leben des Schweizer Theologen – hier 1956 in Basel – ins Bewusstsein rücken.



News

Uni macht MOOCs.

Die Universität Basel bietet neu seit Herbst 2015 kostenlose Online-Kurse an, die einer breiten Öffentlichkeit offenstehen. Den Auftakt bildete der Kurs «Exploring Possible Futures», der anhand von umweltökonomischen Fragestellungen in die ökonomische Modellierung einführt. Anfang November beginnt der Online-Kurs «From Ink to Sound», der sich mit theoretischen und praktischen Aspekten der Niederschreibung von Musik auseinandersetzt und die Entwicklung der Musiknotation vom Mittelalter bis zur Renaissance beleuchtet. Die Kurse sind für mobiles und zeitunabhängiges Lernen optimiert. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer können auch über Tablets oder Smartphones teilnehmen und sind nicht an fixe Unterrichtszeiten gebunden. Gezeigt wird ein attraktiver Mix aus Videos, Artikeln, Diskussionen und Tests. Die Universität Basel bietet ihre Kurse auf der britischen Partnerplattform FutureLearn an. Mit mehr als 220 Kursen und über einer Million registrierter Nutzerinnen und Nutzer bietet die Plattform der Universität die Gelegenheit, ihr Lehrangebot weltweit sichtbar zu machen und den globalen Austausch zwischen Studierenden zu fördern. Weitere Kurse sind bereits in Vorbereitung und werden ab Frühling 2016 auf FutureLearn abrufbar sein. ■

www.futurelearn.com



Start im November

Der Online-Kurs «From Ink to Sound» beleuchtet die Entwicklung der Musiknotation im Wandel der Zeit.

News

Karl Barth-Zentrum.

Karl Barth zählt zu den bedeutendsten protestantischen Theologen des 20. Jahrhunderts und zu den profiliertesten Professoren, die an der Universität Basel gelehrt haben. Um Barths Werk sowie sein Verständnis evangelisch-reformierter Theologie präsent zu halten und wieder stärker in den Fokus von Lehre und Forschung zu rücken, haben die Theologische Fakultät und das von einer Stiftung getragene Karl Barth-Archiv ein neues «Karl Barth-Zentrum für reformierte Theologie» eröffnet.

Mit Editionen, Lehrveranstaltungen und Symposien will das Zentrum dazu beitragen, die Auseinandersetzung mit Barth zu stärken und daraus fruchtbare Anregungen für Theologie, Kirche und Gesellschaft zu gewinnen. Karl Barth, 1886 in Basel geboren, war von 1921 bis 1935 Theologieprofessor in Göttingen, Münster und Bonn. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten kehrte er 1935 in seine Geburtsstadt zurück und trat in Basel eine Professur für Systematische Theologie an, die er bis zu seiner Emeritierung 1962 innehatte. ■

www.karlbarth.unibas.ch



Dossier

Undatierte Karte aus dem 18. Jahrhundert

Die in Amsterdam gedruckte Karte zeigt den Schauplatz der Russisch-Türkischen Kriege, in deren Verlauf Russland die Halbinsel Krim eroberte und einen Zugang zum Schwarzen Meer gewann.

Osteuropa Von Kostümen, Konflikten und Kulturräumen.

Lange schien es, als sei Osteuropa mit seinen vielfältigen Sprachen und Kulturen dem Westen fremd geblieben. Gleichzeitig ist die Region – oft nur wahrgenommen durch die politischen Konflikte – in vieler Hinsicht ganz nahe gerückt. Die engen Verflechtungen zwischen Ost und West sind Leitmotiv dieses Dossiers, das zum zehnjährigen Bestehen der Osteuropa-Studien an der Universität Basel erscheint.

Seite 16

«Für die Berliner beginnt der Osten an der polnischen Grenze, für die Westpolen in Warschau, für die Ostpolen in Weissrussland.»

Seite 18

Facebook des 19. Jahrhunderts: Heroische Freischärler-Porträts erweisen sich als wirkungsvolle Inszenierungen.

Seite 25

Tausende osteuropäische Frauen arbeiten in der Schweiz als private Pflegerinnen – meist zu prekären Bedingungen.

Seite 28

Hundert Jahre Zimmerwalder Konferenz: Für die Sozialisten ein Mythos, für das Berner Dorf eine Bürde.

«Osteuropa» Geschichte und Gegenwart eines Konzepts.

So handlich der Begriff, so unscharf die Bedeutung:
«Osteuropa» ist ein Konzept, das immer wieder neu ausgestaltet wird.

Text:
Prof. Thomas Grob

Gibt es «Osteuropa» überhaupt? Und wenn ja – wo beginnt, wo endet es? Warum sind Prag, Ljubljana und Zagreb für uns meist «Osten», obwohl sie westlicher als Wien, geschweige denn als Athen liegen, so wie Serbien westlicher liegt als Finnland? Und warum klingt «Osteuropa» so gar nicht wie eine neutrale symmetrische Ergänzung zu «Westeuropa»? Diese Fragen betreffen Kernelemente des europäischen Selbstverständnisses. Denn die Mental Maps, die Geografien in unseren Köpfen, haben einen enormen Einfluss in weiten Feldern von der Kultur über die Ökonomie und die Wissenschaft bis hin zur realen Politik.

Die heutige Vorstellung von «Osteuropa» ist geprägt vom Kalten Krieg und vom «Eisernen Vorhang», den Churchill 1945 rhetorisch auf den nun von der Sowjetunion abhängigen «Block» bezog. Von innen gesehen war dieser «Ostblock» aber immer ein vielfältigerer Raum als in westlichen Augen, die höchstens im blockfreien Jugoslawien Titos eine gewisse Ausnahme erkannten. Wie plural diese Räume trotz aller realsozialistischer Patina waren, wurde nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion 1991 richtig sichtbar. Als sich die Fixierung der westlichen Wahrnehmung auf den «Kommunismus» lockerte, wurde allerdings auch erkennbar, dass es im Bild eines «Osteuropa» noch deutlich ältere Wurzeln gibt als die Nachkriegsordnung.

Kulturelle Achsendrehung

«Osteuropa» suggeriert eine geschlossene Welt verwandter Regionen. Dies ist eine Fiktion, deren Herkunft einigermaßen präzise rekonstruierbar ist. Ihre Entstehung mag auf älteren Russlandbildern aufbauen, doch geht sie vor allem auf die französische Aufklärung zurück. Vorher war als kulturell-politische Achse jahrhundertlang nur die Nord-Süd-Differenz relevant gewesen. Seit der Renaissance

versuchten die «barbarischen» Regionen nördlich der Alpen, politisch und kulturell das Erbe des römischen Reiches anzutreten, und es entwickelten sich – parallel zum Kolonialismus – konkurrierende Konzepte, in denen man sich als Zentrum der «zivilisierten» Welt darstellte. Die kulturelle Achsendrehung nach West-Ost ging um die Mitte des 18. Jahrhunderts von Paris aus, als die französischen Aufklärer den Orient – in dem sich der geografische Osten mit der Nähe zum «Orient» verbindet – zu derjenigen Region erklärten, die noch nicht von der französischen bzw. europäischen Aufklärung erschlossen war. Bei Voltaire etwa taucht der Begriff des «Orient de l'Europe» auf, das Konzept einer Zwischenzone, die geografisch zu Europa gehörte, die aber noch darauf wartete, von der neuen Philosophie beglückt zu werden.

Die Wahrnehmung der Differenzen innerhalb Europas erhielt damit einen Vektor. In seinem Buch «Inventing Eastern Europe» (1994) zeigte der Historiker Larry Wolff, wie sehr das nachpetrinische, sich europäisierende Russland zu einem Raum wurde, den man wie eine weisse Fläche mit Einflussfantasien überziehen konnte. Die Ost-West-Achse bezeichnete eine Abstufung vom Zentrum der aufgeklärten Zivilisation in immer weniger zivilisierte Zonen. Der Weg nach Osten wurde von Reisenden, mit der vermeintlichen Schwelle Polens, Ungarns oder dann Galiziens, zum Gang in immer asiatischere Zonen. Dabei passte sich die Wahrnehmung manchmal höchst fantasievoll der vorgefassten Erwartung an, eine zurückgebliebene Kulturstufe anzutreffen. Das Barbarische fand sich nun im Osten.

Erst dieses Konzept schmiedete Osteuropa im Blick von aussen zur Einheit zusammen. Die Definitionshoheit über den Zivilisationsstand der Regionen nahm dabei der «Westen» für sich in Anspruch, und Europa definierte sich zunehmend selbst in

Abgrenzung zu seinem Osten. Dass auch die westlicher gelegenen Regionen nicht nur aus den urbanen Zentren der Modernisierung und aus kultiviertem Verhalten bestanden, konnte da leicht übersehen werden. Die entstehende Skala führte auch zu einem Wettstreit, wo dieser Osten denn beginnt. Bis heute kann man eine wundersame Grenzverschiebung beobachten: Etwas zugespitzt formuliert, beginnt der Osten für die Berliner an der polnischen Grenze, für die Westpolen in Warschau, für die Ostpolen und Slowaken in Weissrussland und der Ukraine, für die Westukrainer östlich von Kiew, für die Kroaten in Serbien. Und die Tschechen wehren sich ohnehin vehement dagegen, «Osteuropa» zu sein: Prags 1348 gegründete Universität ist ein gutes Argument, sich im Herzen Europas zu fühlen. Begründet werden diese Grenzbeziehungen einmal historisch, dann konfessionell, dann kulturell, dann geografisch. Dies reflektiert präzise die Unsicherheiten des Europaverständnisses überhaupt.

Das andere Europa und das Andere Europas

Nach 1991 stellten auch die Osteuropaspezialisten erstaunt fest, dass ihre Geografie «Osteuropas» regional keineswegs hinreichend differenziert war. Die Frage barg einige Brisanz: Gewisse Gesprächspartner weigerten sich, zu Osteuropa gezählt zu werden, und aus dem Zusammenbruch Jugoslawiens tauchte das noch stärker kontaminierte Wort «Balkan» wieder auf. Die Frage des «Ostens» betraf die Legitimierung der Osteuropaforschung insgesamt. Im Westen schien zudem das Problem des Kalten Krieges überwunden, und dass man im neuen Europa dessen «östliche» Kulturen auch universitär erst recht nicht ignorieren konnte, war nicht für jedermann sofort einsichtig.

Die neue Geografie zwang die beteiligten Fächer, ihre Tätigkeit zu überdenken. Wie organisiert man «Osteuropa-Studien» angesichts der neuen Verhältnisse? Einige Universitäten, soweit sie sich nicht ohnehin nur mit Russland beschäftigen, gehen den Weg der Aufspaltung nach Sprachgebieten, Basel zum Beispiel denjenigen der überregionalen Forschung. Wichtiger war für die Forschenden aber, dass mit den Umwälzungen eine Vielzahl neuer und neu zu formulierender Fragestellungen von hoher Aktualität entstanden. Dazu gehören die europäischen Verbindungen, die transnationalen Traditionen, die Gedächtniskultur, das jüdische Erbe, die Nationenbildung, die Bezüge zwischen Kultur und Macht und vieles andere mehr. Das Feld ehemaliger wirkli-

cher und vermeintlicher Peripherien wurde, ganz im Sinne des Kulturtheoretikers Jurij Lotman, zu Zonen der lebendigen Veränderung, des Neuen, der Kreativität. Dies aus wissenschaftlicher Distanz begleitend zu beobachten, bietet ein enormes Feld an Möglichkeiten.

«Osteuropa» war immer zugleich das andere Europa wie das Andere Europas, und in diesem Sinne abhängig von den im Westen erzeugten Bildern. Auch die neu zur EU gehörenden Länder hatten Schwierigkeiten, das Image des «armen Verwandten» zu überwinden. So kann es Osteuropa in einem objektiven Sinn nicht geben. Der Begriff macht nur Sinn, wenn man ihn wertfrei verwendet und seine Vielfalt berücksichtigt.

Die Erfahrung zeigt, dass es schwer sein kann, für einen wissenschaftlichen Band zu verschiedenen «osteuropäischen» Regionen einen adäquaten regionalen Titel zu finden. Es ist aber keineswegs schwierig, die vergleichende Forschung an sich zu begründen, wenn man sie als Teil eines gesamteuropäischen Rahmens versteht. Diese Regionen, so unterschiedlich sie sind, verbindet vieles: frühere Zugehörigkeiten zu imperialen Grossgebilden, eine ethnisch-kulturell plurale Vergangenheit, andere Wege der Nationenbildung, kommunistische und postkommunistische Prägungen, im Falle der slawischen Kulturen auch eine sprachliche Nähe und alte, wenn auch immer umstrittene kulturelle Verbindungen untereinander, schliesslich auch andere Wege der Modernisierung, die den an sich vorbildhaften «Westen» auch relativieren. So hat die heutige Osteuropaforschung mit ihrem Namen wohl mehr Probleme als mit ihrem Gegenstand.

Jede und jeder Osteuropa-Reisende weiss, dass es so etwas wie den europäischen «Osten» gibt. Dieser Osten mit seinen Problemen wie mit seinem inneren Reichtum ist immer wieder different, und manchmal auch überraschend gleich. Diese Regionen – Russland inklusive – sind tief in Europa eingewoben und auf ihre Weise europäisch. Europa wäre ohne diesen Osten nicht nur um vieles ärmer, es ist ohne ihn auch nicht mehr zu verstehen. In Europa kann man ohne seine Kenntnis auch ökonomisch und politisch nicht mehr agieren. Was man dabei genau «Osten» nennt, was «Mitte» oder «östliche Mitte», das wird ebenso wie die Konkurrenz dieser Länder, möglichst auch Westen zu sein, an Relevanz verlieren – spätestens, wenn sich die Vorstellung auflöst, der «Westen» habe ein Monopol auf die europäische Zivilisation. ■

«Von innen gesehen war der «Ostblock immer ein vielfältigerer Raum als in westlichen Augen.»

Prof. Thomas Grob

Vasil Levski
um 1868 in Bukarest,
fotografiert
durch Carol Popp
de Szathmari,
Cabinet Format.



Nationalhelden aus dem Fotostudio.

Martina Baleva untersucht in ihrem aktuellen Forschungsprojekt historische Visitenkartenporträts – das «Facebook des 19. Jahrhunderts». Ihr Befund: Schon damals wurden die «User» oft an der Nase herumgeführt.

Text: Till Hein



Martina Baleva ist FAG Stiftungs-Assistenzprofessorin für Kulturelle Topographien Osteuropas im 19. und 20. Jahrhundert an der Universität Basel.

Verwegen sehen sie aus, die mit Bajonett oder Krummsäbel bewaffneten bulgarischen «Nationalhelden» in ihren Husarenuniformen: wild entschlossen, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um die Fesseln der Fremdherrschaft zu sprengen. Martina Baleva, FAG Stiftungs-Assistenzprofessorin für Kulturelle Topographien Osteuropas, kennt ihre Porträts seit der Kindheit. «Bei Paraden und Kundgebungen prangten sie auf riesigen Plakaten», erinnert sich die Historikerin, die in Sofia aufgewachsen ist. «Sie waren für mich wie eine Art Vaterfiguren.» Bis heute hängen die Porträts in Bulgarien in Schulen und öffentlichen Gebäuden, illustrieren Standardwerke zur Geschichte. «Sie sind fester Bestandteil der kollektiven historischen Traditionspflege», sagt Baleva, «und haben sich als Bildzeugnisse der nationalen Revolution tief in das visuelle Gedächtnis ganzer Generationen eingepreßt.» Martina Baleva hat nun herausgearbeitet, was wirklich hinter diesen Bildern steckt.

Die Originale der Fotos aus der «Helden-Galerie», die sie seit ihrer Kindheit kennt, sind allesamt Visitenkartenporträts, erzählt die Forscherin. Solche Fotos waren einst ein Massenphänomen der Populärkultur. Ein neues technisches Verfahren hatte es möglich gemacht, schnell und preiswert ganze Serien von Fotos herzustellen. Mitte des 19. Jahrhunderts in Paris erfunden, verbreitete sich das neue Medium schnell in weiten Teilen der Welt.

Instrument der Selbstdarstellung

Bald liessen sich nicht mehr nur die Mächtigen porträtieren, sondern alle Bevölkerungsschichten: seien es Kaufleute in Paris, schwarze Sklaven in den Südstaaten der USA, oder Freischärler auf dem Balkan. Visitenkarten mit Porträtfotos dienten als Instrument für Eigenwerbung, «Networking» und Selbstdarstellung. Man schickte sie an einflussreiche Leute oder gab sie vor Audienzen beim Gastgeber ab. Sie halfen dabei, Geliebte zu umwerben, Geschäftsbeziehungen anzubahnen und Gleichgesinnte um sich zu scharen. «Visitenkarten-Porträts waren nicht weniger als der analoge Vorläufer heutiger sozialer Netzwerke», sagt Baleva. «Sie waren das Facebook des 19. Jahrhunderts.»

Seit zwei Jahren untersucht die Historikerin die Helden-Fotos. Hunderte hat sie gesammelt. Als Reproduktionen zieren sie die Wände ihres Forschungszimmers. Die Bilder stammen aus den 1860er- und 1870er-Jahren und zeigen in Wirklichkeit nicht nur Männer aus Bulgarien, sondern aus der gesamten Balkanregion, die damals noch zum Osmanischen Reich gehörte. Und immer wieder stösst die Wissenschaftlerin auf überraschende Details: Bei einem der Porträts stellte sie etwa fest, dass sich der Abgebildete Gamaschen über die Schuhe gestülpt hat, um Reitstiefel zu imitieren. «Oder hier», sagt Baleva und deutet auf die Beinpartie eines der Männer. «Dem ist die Uniform doch viel zu gross.» Bei anderen «Nationalhelden» offenbart ein kritischer Blick, dass der Uniformrock im Schulterbereich verdächtig spannt. «Alle Porträtierten hier auf der rech-



Nicht nur Männer, auch Kinder schlüpfen gern in die Husarenuniform für den Akt des Fotografierens.

ten Seite trugen im Fotostudio dieselbe Uniform», klärt Baleva auf. «Die vermeintlichen Schnapsschüsse von Helden sind Inszenierungen: Sie zeigen Kostümierte.»

Aus anderen Quellen weiss sie inzwischen, dass die realen Freischärler auf dem Balkan in den 1860er- und 1870er-Jahren keineswegs in solchen Uniformen mit elegant verschnürten Jacken und eng anliegenden Beinkleidern kämpften, sondern meist in abgetragenen Klamotten, in denen man sonst Feldarbeit verrichtete. Und nur eine Minderheit der abgebildeten «Nationalhelden» gehörte überhaupt zu den Rebellen, hat Baleva herausgefunden. «Auch brave Zivilisten setzten sich für ihr Visitenkarten-Foto mit Vorliebe so in Szene, wie sie sich heroische Freiheitskämpfer vorstellten.» Die Wissenschaftlerin spricht daher von einer «nationalen Revolution in der Dunkelkammer».

«So ist die Welt!»

Bei ihrer Forschung zur visuellen Historiographie hat Martina Baleva jedoch nicht nur die Balkanregion und das 19. Jahrhundert im Blick. Generell plädiert die Wissenschaftlerin für einen vorsichtigen Umgang mit historischen oder aktuellen Fotos: egal ob aus Zeitungen, Zeitschriften oder Geschichtsbüchern. «Solche Bilder beeinflussen unser Denken ungemein», betont die Wissenschaftlerin. «So ist die Welt!, gaukeln Fotos vor», sagt sie und lächelt. «Aber das ist fast immer ein Irrtum.» Sehr oft würden Bilder gezielt inszeniert, um Emotionen zu wecken und die Betrachter zu manipulieren. «Wir sollten uns bewusst machen, dass ein Ereignis

und seine bildliche Darstellung immer zweierlei sind.» In Lehrveranstaltungen schärft sie Studierenden denn auch ein, jedes Mal zu fragen: Wie ist ein Bild entstanden? Wer hat es zu welchem Zweck in die Welt gesetzt? Und welche Aspekte der Realität blendet es aus? Das «Facebook des 19. Jahrhunderts» nutzten um das Jahr 1870 unter anderen einige Dutzend revolutionär gesinnte Männer in der Balkanregion des Osmanischen Reichs, kommt Baleva wieder auf ihr aktuelles Forschungsprojekt zu sprechen: Der Freischärler Vasil Levski, ihr wichtigster Anführer, forderte damals in einem Schreiben an lokale revolutionäre Komitees explizit: «Verteilt auch mein Bild!» Ein idealisierendes Bild, das ihn in der Pose des schneidigen Revolutionärs im besten Licht als Husarenoffizier zeigt.

In Wirklichkeit seien Levski und seine Mitstreiter nicht unbedingt Lichtgestalten gewesen, so Baleva. «Man sollte sich ihre Aktionen eher wie Terroranschläge vorstellen als wie heroische Volksaufstände gegen die Fremdherrschaft.» Durch aus dem Hinterhalt angezettelte Scharmützel versuchten die Freischärler etwa, den osmanischen Staat zu einem überzogenen Vergeltungsschlag zu provozieren – und hofften auf das Eingreifen anderer Grossmächte. Eine Strategie, die schliesslich aufging. Im April 1877 erklärte Russland dem Osmanischen Reich den Krieg – und nach dem Sieg des Zarenreichs erlangten Bulgarien, Rumänien, Serbien und Montenegro 1878 politische Unabhängigkeit.

Doch so manchen patriotisch gesinnten Geschichtsschreibern in Bulgarien erschien die Realität nicht heroisch genug. «Und die einheitliche



Ilarion Dragostinov (links) wurde nach der Niederschlagung des bulgarischen Aufstands 1876 zum Tode verurteilt, während Sava Penev 1878 aus lebenslanger Haft entlassen wurde. Beide Aufständische liessen sich offenbar im Vorfeld des Aufstandes in derselben Uniform von einem unbekanntem Fotografen ablichten.

Ästhetik dieser Helden-Porträts hier», sagt Baleva und deutet auf die mit Fotos gespickten Wände ihres Forschungszimmers, «war ihnen ein willkommener Anlass, im Nachhinein den Anschein einer geschlossen auftretenden Militäreinheit für die nationale Befreiung zu erwecken.» In bulgarischen Geschichtsbüchern sei denn auch bis heute von «Tausenden Aufständischen gegen die Fremdherrschaft» zu lesen – während es sich in Wirklichkeit, wie sorgfältiges Quellenstudium zeige, nur um wenige Hundert gehandelt habe. «Fotos bebildern also keineswegs nur die Realität – sie schaffen selbst Realitäten», sagt Baleva.

Bilder im Fokus der Forschung

Historische Fotos sollten daher nicht länger als «illustrierendes Beiwerk der Geschichtsschreibung» betrachtet werden, fordert sie: «Sie müssten zu einem zentralen Gegenstand historischer und zeitgeschichtlicher Forschung werden.» Die Forscherin verweist auf den sogenannten Iconic Turn, der seit den 1990er-Jahren viele Geistes- und Sozialwissenschaftler umtreibt: Schriftliche Quellen treten bei diesem Ansatz zunehmend in den Hintergrund, und an ihrer Stelle gelangen Bilder in den Fokus.

«Das wurde höchste Zeit», sagt Baleva. Zumal man sich in der Bilderflut, welche die moderne Welt ununterbrochen produziere, leicht verlieren könne. Staunend beobachtet sie im Alltag, wie viele junge Menschen ständig wie besessen mit ihren Smartphones Fotos schießen. Sie selbst fotografiert nie. Und wenn immer möglich, wählt sie ein langsames Tempo bei der Auseinandersetzung mit

Bildern aller Art: Sei es beim Zeitunglesen, beim Surfen im Internet, beim Studieren von Geschichtsbüchern oder im Museum. «Durch eine Gemäldeausstellung wie durch einen Park zu spazieren, erscheint mir absurd», sagt sie. «Wenn ich ins Kunstmuseum gehe, dann sehe ich mir jedes Mal nur ein einziges Bild an.»

Schliesslich verweist Baleva noch einmal auf ihr aktuelles Forschungsprojekt: die historischen Visitenkarten-Porträts. Nicht selten wurden die «User» dieses Mediums damals an der Nase herumgeführt: Oft stellte sich die betreffende Person in Wirklichkeit als deutlich weniger schön, belesen, mutig oder kompetent heraus, als ihr Porträt vorgaukelte – ähnlich wie heute im Internet. «Wer das Facebook des 19. Jahrhunderts geschickt zu nutzen wusste», sagt sie und deutet auf die Fotos an den Wänden, «konnte Herzen brechen, berühmt werden oder politische Umstürze auslösen.»

Die Porträts der «Bulgarischen Nationalhelden» haben sogar heute – 150 Jahre nach ihrer Entstehung – noch Einfluss auf das Leben in ihrer alten Heimat, erzählt Baleva. Viele der Männer posieren in Husarenuniformen; Uniformen also, die ursprünglich aus Polen und Ungarn stammen. «Heute aber tragen die Nationalgardisten in Bulgarien voller Stolz Husarenuniformen», erzählt Baleva. «Das gilt bei uns als Tradition.» Dabei existierte diese Kampfkleidung zur Zeit der «Nationalen Revolution» im Gebiet des heutigen Bulgariens ausschliesslich in Fotostudios. ■

«Der Krieg in der Ukraine hat auch in der Schweiz tiefe Gräben aufgerissen».

Im Gespräch mit UNI NOVA erklärt Frithjof Benjamin Schenk die Hintergründe des Ukraine-Konflikts und dessen Auswirkungen auf die Schweizer Universitätslandschaft.

Interview: Ivo Mijnsen Foto: Basile Bornard

UNI NOVA: Herr Schenk, im Osten der Ukraine herrscht ein Bürgerkrieg auf Sparflamme. Weshalb ist es so schwierig, diesen zu beenden?

SCHENK: Ich finde beide Begriffe unangebracht. Der erste verschleiert die massive Intervention Russlands mit Waffen und Kämpfen, ohne die es nie zu einem Krieg in diesem Ausmass gekommen wäre. Der zweite verdeckt, dass in der Ostukraine fast täglich Menschen sterben. Es wäre sehr einfach, den Krieg zu beenden, wenn sich die Konfliktparteien an die Ziele des Minsker Abkommens halten würden.

UNI NOVA: Aber wie konnte ein Konflikt, der als innenpolitische Auseinandersetzung begonnen hat, derart eskalieren?

SCHENK: Die innenpolitischen Auseinandersetzungen zwischen der Protestbewegung auf dem Kiewer Maidan und dem Regime von Viktor Janukowitsch waren eng mit der Frage der aussenpolitischen Orientierung der Ukraine verbunden. Auslöser der Proteste war dessen Entscheidung, das ausgehandelte Assoziierungsabkommen mit der EU nicht zu unterzeichnen. Die weitere Entwicklung mit der Eskalation der Gewalt, dem

Sturz Janukowitschs und der Annexion der Krim ist bekannt.

UNI NOVA: Und wie würden Sie die Rolle des Westens sehen? Ist er mitverantwortlich für die Situation?

SCHENK: Ich würde höchstens sagen, dass die Politiker im Westen nicht begriffen haben, dass die Westintegration der Ukraine für Russland eine rote Linie darstellte.

UNI NOVA: Weshalb ist die Ukraine denn für Russland so wichtig?

SCHENK: Im historischen Bewusstsein der Russen gilt Kiew als die «Mutter der russischen Städte». Es gibt viele gemischte Ehen, viele Russen betrachten das Ukrainische nicht als eigene Sprache, sondern als Dialekt des Russischen. Auch wirtschaftlich sind die beiden Länder stark verbunden. Für Putins Projekt einer eurasischen Wirtschaftsunion hat die Ukraine eine Schlüsselfunktion. Zudem betrachten viele Menschen in Russland die Ukraine als «natürliche» Interessensphäre ihres Landes. Jegliche Westbindung des Nachbarn wird hier als Gefahr betrachtet.

UNI NOVA: Tatsächlich heisst Ukraine «Grenzland». Das heutige Staatsgebiet war historisch immer wieder umkämpft.

Wie konnte sich da eine ukrainische Identität entwickeln?

SCHENK: Die Geschichte der ukrainischen nationalen Identität – wie übrigens die nationalen Bewegungen in fast allen europäischen Ländern – hat ihre Wurzeln im 19. Jahrhundert. Nach dem Ersten Weltkrieg und dem Zerfall des Zarenreiches und der Habsburgermonarchie kam es zur Gründung einer unabhängigen Ukraine, die jedoch bald im neuen sowjetischen Imperium aufging. Für die Festigung der nationalen Idee spielte die Sowjetunion jedoch überraschenderweise eine zentrale Rolle, da sie nationalstaatliche Strukturen und Kader förderte. Diese wurden 1991 zu den tragenden Kräften der Unabhängigkeitsbewegung.

UNI NOVA: Und wie haben die Ereignisse der letzten eineinhalb Jahre diese Identität verändert?

SCHENK: Viele sagen, der Krieg in der Ostukraine und der Kampf gegen einen gemeinsamen Feind im Osten habe die nationale Identität gefestigt. Offen ist aber, was mit jenen Menschen in der Ostukraine geschieht, die einen ukrainischen Pass besitzen, sich aber durch Krieg und Propaganda von der Regie-



**«Für Putins Projekt einer
eurasischen Wirtschaftsunion
hat die Ukraine
eine Schlüsselfunktion.»**

Frithjof Benjamin Schenk

rung noch weiter entfremdet fühlen. Die Re-Integration dieser Menschen ist eine Herkulesaufgabe.

UNI NOVA: Das Land ist geteilt – zwischen einer traditionell westlich und einer nach Russland ausgerichteten Hälfte. Lässt sich dieser Graben zuschütten?

SCHENK: Ich glaube, das Bild einer Zweiteilung ist eine extreme Vereinfachung. Viele Regionen passen nicht in dieses West-Ost-Schema, wie Kiew oder die Hafenstadt Odessa. Hier sprechen grosse Teile der Bevölkerung Russisch und identifizieren sich mit dem ukrainischen Nationalstaat. Aber ja, die Ukraine wird als nationales Projekt nur dann erfolgreich sein, wenn sie die Mehrsprachigkeit ihrer Staatsbürger nicht als Problem, sondern als Stärke begreift.

UNI NOVA: Bei solch grundlegenden Fragen ist schnell eine historische Perspektive gefragt. Wie erleben Sie das gewachsene Interesse an Ihrer Arbeit?

SCHENK: Das Interesse der Öffentlichkeit und der Medien ist seit letztem Jahr deutlich gestiegen. Auf der einen Seite freut mich das. Andererseits hätte ich mir gewünscht, dass dafür nicht ein Krieg mit Tausenden von Toten nötig gewesen wäre.

UNI NOVA: Sollten sich denn Historiker überhaupt mit tagespolitischen Fragen befassen?

SCHENK: Ich finde tatsächlich, dass es viel zu wenige Politologen in der Schweiz gibt, die sich mit der Region befassen. Was die Erklärungskraft der Geschichte angeht: Wir sollten nicht vergessen, dass der aktuelle Konflikt aus Entscheidungen von Menschen in der Gegenwart resultiert, die auch hätten anders handeln können. Gleichzeitig wird in Russland und der Ukraine immer wieder die Geschichte bemüht, um die eigene Politik zu rechtfertigen. Hier müssen Historiker auf Fälschungen und deutliche Instrumentalisierungsversuche hinweisen.

UNI NOVA: Unter den Osteuropa-Historikern hat die Ukraine-Frage ja auch zu scharfen Kontroversen geführt. Wo liegen hier die Bruchlinien?

SCHENK: Es gibt Fachkollegen, die dafür plädieren, Russland Verständnis zum Beispiel für die Annexion der Krim entgegenzubringen. Den Putin-Kritikern werfen sie vor, sie hätten ein idealisiertes Bild der Ukraine. Auf der anderen Seite stehen Osteuropa-Historiker, die davor warnen, Verstehen und Rechtfertigen gleichzusetzen.

UNI NOVA: Wo stehen Sie in dieser Diskussion?

SCHENK: Natürlich ist es wichtig, Russland und die Gründe für sein Handeln zu verstehen. Gleichzeitig müssen wir die Dinge klar beim Namen nennen: Die Annexion der Krim war ein Bruch des Völkerrechts, die «Krise» in der Ostukraine ist ein nicht deklariertes Krieg. Staatliche Souveränität und territoriale Integrität sind zentrale Grundlagen des Friedens in Europa. Dazu sehe ich keine Alternative.

UNI NOVA: Und wie bringt sich der Fachbereich Osteuropa in Basel ein?

SCHENK: Durch die Organisation von Diskussionsveranstaltungen und Vorträgen und durch Beiträge in den Medien. Diese Veranstaltungen waren immer sehr gut besucht, die Diskussionen teilweise auch explosiv. Unsere Kernaufgaben sind aber die wissenschaftliche Forschung und die Arbeit mit den Studierenden.

UNI NOVA: Welchen Einfluss hat man da?

SCHENK: Das ist schwer zu sagen. Mich hat es immer wieder betroffen gemacht, wie viele Menschen mit festgefühten Weltbildern zu Diskussionsveranstaltungen kommen. Dabei vermisst man häufig die Bereitschaft, zuzuhören und die Meinungen von anderen zur Kenntnis zu nehmen. Hier zeigte sich mir, dass der Krieg in der Ukraine auch in der Schweiz tiefe Gräben aufgerissen hat. Die Universität kann und sollte Foren bieten für wissenschaftlich fundierte Informationen, für kontroverse, aber faire Diskussionen.

UNI NOVA: Zurück zur Ukraine selbst: Das Land leidet noch immer unter Korruption und einem oligarchischen System. Ist dies historisch bedingt?

SCHENK: Die gewaltigen Probleme und Herausforderungen sind nicht zu leug-

nen oder schönzureden. Viele dieser Herausforderungen haben historische Wurzeln – zum Beispiel prägt die frühere Zugehörigkeit der Landesteile zu unterschiedlichen Staaten bis heute die Politik. Andererseits, das ist mir wichtig zu betonen, gibt es auch hier keine historische Zwangsläufigkeit. Die Menschen entscheiden selbst, ob sie bestechen oder der Korruption die Stirn bieten.

UNI NOVA: Wird es gelingen, diese Probleme zu lösen?

SCHENK: Historiker weisen gerne darauf hin, dass sie für die Vergangenheit und nicht für die Zukunft zuständig sind. Mit Prognosen tun auch wir uns schwer. Ob die Reformen in einem Land gelingen, das im Kriegszustand ist, das Geld in seine Armee und Flüchtlingshilfe und nicht in Bildung, Korruptionsbekämpfung und Wirtschaftsförderung steckt, ist eine offene Frage.

UNI NOVA: Und worauf hoffen Sie persönlich?

SCHENK: Dass es uns gelingt, die Sprachlosigkeit zwischen dem Westen und Russland, zwischen Ukrainern und Russen, zwischen Putin- und Ukraine-Verstehern zu überwinden. Die grossen Aufgaben des 21. Jahrhunderts, von denen uns die Flüchtlingsströme einen ersten Eindruck geben, werden wir in Europa nur gemeinsam lösen können, also auch mit Russland. Insofern wäre ganz Europa zu wünschen, dass man sich bald wieder auf Grundlagen für ein friedliches Miteinander besinnt. ■

Frithjof Benjamin Schenk

ist Professor für Osteuropäische Geschichte an der Universität Basel. Das Foto zeigt ihn vor der Bibliothek Lieb in der Universitätsbibliothek Basel. Die Sammlung geht auf den Basler Theologen Fritz Lieb (1892–1970) zurück und umfasst rund 13 000 Monografien, Periodika und Handschriften aus den Gebieten der slawischen Geistes-, Kirchen- und Wirtschaftsgeschichte. Das Interview wurde Ende August 2015 geführt.

Altersbetreuung aus dem Osten.



Sarah Schilliger arbeitet als Oberassistentin am Fachbereich Soziologie der Universität Basel und forscht zu Migration und sozialer Ungleichheit.

Text: Christoph Dieffenbacher

Tausende von Frauen aus Osteuropa arbeiten bei Betagten in der Schweiz und betreuen sie in ihrem Zuhause oft rund um die Uhr – vermittelt von kommerziellen Agenturen, meist zu prekären Bedingungen und tiefen Löhnen.

Der 94-jährige Basler C. M.-S. lässt sich von zwei Polinnen betreuen, die ihm, sich alle drei Monate abwechselnd, den Haushalt besorgen, die ihn pflegen und in den Park begleiten, an Vorträge und ins Theater. Die 55-jährige B. M. aus Wrocław, ausgebildete Lehrerin und Psychologin, arbeitet seit Jahren in Deutschland und in der Schweiz bei alten Menschen zu Hause. Sarah Schilliger, eine junge Soziologin an der Universität Basel, hat das Phänomen der sogenannten Pendelmigrantinnen aus Osteuropa untersucht – für ihre Dissertation zu deren Lebens- und Arbeitsverhältnissen hat sie mit Pflegerinnen gesprochen, ist mit ihnen im Pendelbus mitgefahren und hat Vermittlungsagenten getroffen.

Ältere helfen Betagten

«Es sind meist Frauen über 45, die hier betagte Menschen im Haushalt pflegen», sagt Sarah Schilliger, «und sie kommen aus Polen, aber auch aus Ländern wie Ungarn, Bulgarien und Rumänien.» Die Pendelmigrantinnen hätten viele Wege und Motive zur transnationalen Mobilität, gemeinsam seien ihnen aber: Mit ihrem Verdienst tragen sie zur Sicherung des Einkommens für sich und ihre Familien wesentlich bei. Sie wandern nicht aus, um ihr Land zu verlassen, sondern um bleiben zu können. Diese Frauen, häufig mit qualifizierter Ausbildung, arbeiten in der Schweiz zu tiefen Löhnen und oft ohne Sicherheit und Sozialversicherung.

Hier werden sie als die «guten Wesen» aus dem Osten mit offenen Armen empfangen: Pflegebedürftige, die gut und günstig in den eigenen vier Wänden umsorgt werden, entlasten die Angehörigen und den Staat – auch wenn die Kosten für die vermittelnden Agenturen einbezogen werden. Doch diese Art Frauenarbeit sei prekär, so Sarah Schilliger: «Wenn Job und Wohnen zusammenfallen, wird

die Grenze zwischen Arbeit und Freizeit verwischt.» Häufig seien die Frauen sozial isoliert, weil sie sich nur selten aus den Räumen des Privathaushalts bewegen können. Nicht einmal eine offizielle Zahl gibt es – die in Medien genannten 30 000 bis 40 000 hält sie für zu hoch.

Neue Versorgungslücken

Es seien im Ganzen aber «Hunderttausende von Menschen» aus Osteuropa, die «temporär im Westen einer Lohnarbeit nachgehen», sagt Sarah Schilliger. Und da die Pendlerinnen zeitweise von ihren eigenen Familien getrennt leben, ergeben sich neue Versorgungslücken. Teils brechen damit traditionelle Formen auf, und (Ehe-)Männer beteiligen sich vermehrt in der Hausarbeit und der Betreuung der Kinder und pflegebedürftigen Eltern. Oder es rücken wiederum Frauen nach, die aus noch ärmeren Ländern kommen – wie zum Beispiel jene Frau aus der Ukraine, die sich um ihre betagten Eltern kümmert, während ihre Tochter in der Schweiz Pflegebedürftige umsorgt. Durch solche «globalisierten Sorgeketten» würden sich weltweite Ungleichheiten verschieben und auch geschlechtsspezifische Hierarchien verfestigen, sagt die Soziologin. Sie sieht dabei Tendenzen zu einer weiteren Privatisierung und Ökonomisierung der Pflege- und Betreuungsarbeit.

In der Schweiz, wo Betreuungsarbeit als Privatsache angesehen werde, ist die Nachfrage nach den Pflegerinnen aus dem Osten stark angestiegen – auch, weil in den letzten Jahren die öffentliche Pflege stark rationalisiert wurde und private Dienste einen Aufschwung erlebt haben. Ein weiteres Wachstum ist zu erwarten als Folge der demografischen Entwicklung, aber auch wegen des Bedürfnisses nach möglichst viel Autonomie im Alter. Was nötig sei und wofür sich die Forscherin auch persönlich einsetzt, ist, dass sich die Pflegerinnen vernetzen und sich mit den Gewerkschaften für ihre Rechte einsetzen können. Vom Staat erwartet sie, dass ihr Arbeitsschutz verbessert und dass die öffentliche Alterspflege ausgebaut statt rationalisiert wird. ■

Im Osten viel Neues.

Text: Urs Hafner

Osteuropa ist in den Augen des Westens eine Zone der Rückständigkeit, wo Nationalismus, Korruption und Chauvinismus ins Kraut schiessen. Dabei böte die jüngste Geschichte des Ostens zukunftsweisende Modelle des Zusammenlebens unterschiedlicher Kulturen.



Thomas Grob ist Professor für Slavische und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Basel. 2015 veröffentlichte er gemeinsam mit Sabina Horber den Band «Moskau: Metropole zwischen Kultur und Macht».

Der Leitbegriff lautet «Imperium». Wenn Thomas Grob und Anna Hodel von ihrer Forschung erzählen, fällt immer wieder der Begriff Imperium, den sie im Gegensatz zu dem der Nation verwenden. Die Imperien, das sind die Sowjetunion und Jugoslawien, das Russland des 19. Jahrhunderts, das Habsburgerreich und das Osmanische Reich. Sie alle sind zerfallen, sie lagen im Osten Europas oder erstreckten sich bis dorthin, und an ihre Stelle sind Nationalstaaten getreten. Doch kulturell wirken sie noch immer weiter.

«Das Imperiale», sagt Anna Hodel, Slawistin an der Universität Basel, bezeichne ein räumliches Gebilde, das «positiv mit Ambivalenzen umgehen könne», mit Mehrsprachigkeit, mit dem Nebeneinander unterschiedlicher kultureller und religiöser Identitäten. Diesen Vorzug verbindet man üblicherweise kaum mit Imperien; vielmehr fallen einem dazu Stichworte wie Diktatur und Rechtlosigkeit ein. Doch dies ist nur eine ihrer Eigenschaften und nicht einmal eine zwingende. In Jugoslawien und in der österreichisch-ungarischen Monarchie lebten, wenn auch keineswegs spannungsfrei und reibungslos, verschiedene Ethnien und Religionen zusammen. Das «Andere» wurde nicht per se abgewehrt oder einverleibt.

Genau dazu neigt der moderne Nationalstaat, der mit der Französischen Revolution das Licht der Welt erblickte. Die Nation ist einerseits ein Projekt der Emanzipation: Alle in ihr lebenden Bürger und Bürgerinnen sollen frei sein, von ihrer eigenen Hände Arbeit leben, die gleichen Rechte haben, die gleiche Bildung geniessen und die gleiche Sprache sprechen, damit sie sich miteinander verständigen und sich selbst ein Urteil über die Welt bilden können. Um dieses Ziel zu erreichen, homogenisiert

und nivelliert die Nation jedoch ihren Raum: Sie ebnet kulturelle und soziale Differenzen ein. Die Nation emanzipiert und diszipliniert zugleich, und sie schliesst sich ab und die anderen aus.

Im Zeitalter des siegreichen Nationalen wird das überwundene Imperiale geringgeschätzt. Thomas Grob, Professor für Slawistik an der Universität Basel, und seine Forschungsgruppe möchten das ändern. Unterstützt vom Schweizerischen Nationalfonds untersuchen sie, wie das russische Reich sich seinen «inneren Orient», also Zentralasien und den Kaukasus, vorstellte, wie in Österreich-Ungarn der Bruch von 1917 und 1918 erinnert wurde, als nach dem Ende des Ersten Weltkriegs die k.u.k. – die kaiserliche und königliche – Monarchie und das Osmanische Reich zusammenbrachen, und wie sich auf dem heutigen Balkan die Literaten im 19. Jahrhundert, zur Gründerzeit des Nationalstaats, die politische Zukunft vorstellten.

Die Literaturwissenschaftler deuten vor allem literarische Texte, die sie im Original lesen: auf Russisch, Polnisch, Serbisch, Slowakisch, Ukrainisch, Kroatisch. Für nicht-slawische Sprachen, die im osteuropäischen Raum ebenfalls anzutreffen sind – etwa das Ungarische, Türkische, Georgische oder die kaukasischen Sprachen –, behelfen sie sich mit Übersetzungen. Die Literatur, davon sind sie überzeugt, bietet ihnen den Königsweg zu den kulturellen Identitäten der jeweiligen Imperien. Die Literatur, betont Anna Hodel, sei nicht nur eine Form der Realitätswahrnehmung, sondern auch der Realitätserzeugung.

Die Literatur habe im slawischen Raum eine Bedeutung besessen und besitze sie teilweise noch immer, die wir uns hier kaum vorstellen könnten, sagt Thomas Grob. Einige Literaten seien führende Politiker gewesen, viele Texte seien breit und immer

auch politisch diskutiert worden. Wenn man sich heute beispielsweise mit einem Polen über sein Land unterhalte, falle früher oder später der Name Adam Mickiewicz, der einer der grossen Dichter der polnischen Romantik gewesen sei. Die Literatur gehöre zum nationalen Selbstverständnis Polens.

Differenziertes nationales Denken

In den Texten der Literaten stossen die Literaturwissenschaftler auf differenzierte Auseinandersetzungen mit dem Imperialen und Nationalen. Im 19. Jahrhundert sei das Nationale nicht so ausschliessend gewesen wie heute, sagt Anna Hodel. So habe die kroatische Nationalbewegung aus Rücksicht auf den serbischen Bevölkerungsteil, den sie «in einen transnationalen Kulturraum» integrieren wollte, nicht den damaligen kroatischen Dialekt als Grundlage für die neue Standardsprache gewählt, sondern einen, der auch als serbischer gelten können. Das nationale Denken jener Zeit werde heute nationalistisch verzerrt wahrgenommen.

Als Beispiel erwähnt Hodel den 1890 in Zagreb verstorbenen Autor und Politiker Ivan Mažuranić, der als kroatischer Nationaldichter gilt. Sein Antlitz zierte gar den 100-Kuna-Schein. Die Lesart seines Werks, die in den Literaturgeschichten vorherrsche, sei einseitig. In ihrer Neuinterpretation unter anderem von Mažuranićs Hauptwerk «Der Tod des Smail-Aga Čengić» weist die Geisteswissenschaftlerin nach, dass der Autor den Rahmen des Nationalen wie des Kroatischen sprengt. Nur auf den ersten Blick erzählt er die antiimperiale Geschichte, wie sich die heldenhaften Südslawen gegen das böse Osmanische Reich vereinen, das damals auch den Balkan umfasste.

Wenn man hingegen Mažuranićs Buch genauer anschaut, sieht man, dass es nicht von Kroaten, sondern von Montenegrinern handelt, und dass dem Autor nicht die Schaffung einer homogenen kroatischen Nation, sondern eines «illyrischen» Raums vorschwebt – womit er die Römer und Napoleon ins Spiel bringt, welche die Gegend so nannten. In diesem Raum hätte es nach Mažuranić Platz gehabt für Slowenen, Serben, Kroaten, Bosnier – die man damals Türken nannte –, Bulgaren und Mazedonier. Mažuranić habe den Raum weniger vom Osmanischen Reich als von Österreich-Ungarn abgegrenzt –



Anna Hodel ist Doktorandin am Fachbereich Slavistik. Sie beschäftigt sich mit Raumpoetiken jenseits des Nationalen und übersetzt südslawische Gegenwartsprosa ins Deutsche.

die Türken können in seinem Buch als Chiffre für die Habsburger gelesen werden –, und dennoch habe er ihn in einen übernationalen christlichen Kontext eingefügt, in dem die Südslawen die Christenheit als Märtyrer vor dem Islam schützten, sagt Hodel. Sein Werk sei eine «komplexe Schichtung verschiedener Identitäts- und Kulturräume».

Anna Hodel legt also im Werk des Klassikers Bedeutungsschichten frei, die dessen Zeitgenossen bekannt waren, die aber im letzten Jahrhundert nationalistisch zugeschüttet worden sind. Im Vergleich mit dem frühen slawischen nationalen Denken nehme sich der moderne territoriale Nationalismus armselig aus, sagt Thomas Grob. Er beharre defensiv auf der Abschliessung seiner Grenzen und der Reinhaltung seines Gebiets. Es sei wohl kein Zufall, dass in der heutigen Schweiz die beste Literatur oft von Migranten geschrieben werde, welche die Erfahrung der nationalen und kulturellen Grenzüberschreitung gemacht hätten.

Als weiteres Beispiel für eine «plurinationale Identität» nennen die Geisteswissenschaftler den jugoslawischen Literaturnobelpreisträger und Politiker Ivo Andrić. Der 1975 in Belgrad verstorbene Autor wird heute von Serbien und Kroatien je mit viel Aufwand nationalistisch vereinnahmt. Dabei hat Andrić sein Werk auf Serbokroatisch geschrieben. Geboren wurde der Katholik in Bosnien, wo er aufwuchs, seine Mutter war eine Kroatin. Er studierte unter anderem in Wien und Krakau. Nach dem Ersten Weltkrieg wirkte er an der Entstehung des Königreichs Jugoslawien mit, nach dem Zweiten Weltkrieg wurde er Mitglied der kommunistischen Partei. Ivo Andrićs Leben lässt sich so wenig wie seine Literatur auf eine Nation im heutigen Sinn eingrenzen.

Imperien sind nicht nur transnational und multikulturell. Eine weitere, verblüffende Gemeinsamkeit der in sich je verschiedenen Imperien sieht Thomas Grob darin, dass die Reiche nach ihrem Untergang oft eine Woge der Nostalgie auslösten. Es gebe noch immer die Jugo-Nostalgie, es gebe wieder die – von Putin instrumentalisierte – Sowjet-Nostalgie, es habe nach dem Ersten Weltkrieg die k.u.k. Nostalgie gegeben. Vielleicht, meint Grob, lebe in dieser Nostalgie auch die reichhaltige Erfahrung des imperialen Raums weiter. ■

Das Rütli der Sowjetunion.



Ungeliebte Fanpost

Zuschriften aus dem Osten
wurden in Zimmerwald gelocht und
im Bundesordner abgelegt.

Im September 1915 versammelten sich in Zimmerwald bei Bern Lenin, Trotzki und rund drei Dutzend weitere linke Politiker und Aktivisten aus zwölf europäischen Ländern. Sie träumten davon, die Arbeiterbewegung international zu vereinigen und den Ersten Weltkrieg zu stoppen: Hundert Jahre später beleuchten Basler Osteuropahistoriker das Geheimtreffen – und sein kuriose Nachleben in der Erinnerungskultur in Ost und West.

5. September 1915. Die Mittagssonne taucht die sanften Hügel des Längenbergs in warmes Licht. Rotkehlchen und Feldlerchen zwitschern. Auf Pferdefuhrwerken kommen Fremde durch die Wiesenlandschaft südlich von Bern angereist. Die rund drei Dutzend Männer sind als Vogelfreunde angemeldet, die in der Pension «Beau Séjour» von Zimmerwald einen ornithologischen Kongress abhalten wollen.

Das Dorf ist noch kaum auf Fremdenverkehr eingestellt, es gibt nur wenige Gästebetten. Einige der vermeintlichen Vogelliebhaber werden daher beim Tierarzt, andere beim Briefträger privat untergebracht. In Wirklichkeit handelt es sich bei den Gästen um prominente linke Politiker und Aktivisten aus zwölf europäischen Ländern, darunter Wladimir Iljitsch Lenin und Leo Trotzki. Auf Einladung des Berner Sozialdemokraten Robert Grimm sind sie zu einem konspirativen Treffen angereist. Ihr gemeinsames Ziel: Sie wollen die Arbeiterbewegung international vereinigen und das Massensterben in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs stoppen.

Vier Tage lang werden sie in Zimmerwald streiten, diskutieren und Pläne schmieden. Manche der Teilnehmer gelten in der Schweiz als linksradikale Demokratiefeinde. Doch obwohl ein Landjäger im «Beau Séjour» auftaucht und dem Wirt eine Busse wegen nächtlicher Ruhestörung aufbrummt – es sei abends zu lange getanzt, gefeiert und gesungen worden –, bleiben die Polit-Aktivisten unerkant und das Geheimtreffen fliegt nicht auf. «Proletarier!», wird es schliesslich in ihrem «Zimmerwalder Manifest» kämpferisch heissen. «Seit Ausbruch des Krieges habt ihr eure Tatkraft in den Dienst der herrschenden Klassen gestellt. Nun gilt es für die eigene Sache, für die heiligen Ziele des Sozialismus, für die Erlösung (...) der geknechteten Klassen einzutreten durch den unversöhnlichen proletarischen Klassenkampf. (...) Über die Grenzen, über

die dampfenden Schlachtfelder, über die zerstörten Städte und Dörfer hinweg rufen wir euch zu: Proletarier aller Länder vereinigt euch!»

Zwei Wochen später, als die Gäste aus dem Ausland längst wieder abgereist sind, berichtet der Organisator, Robert Grimm, in der Zeitung «Berner Tagwacht» über die konspirative Zusammenkunft und druckt das Manifest ab. Die politische Schweiz ist wie vor den Kopf gestossen. Man hat sich über-tölpeln lassen. «Wahrscheinlich wurde dieses historische Ereignis hierzulande später auch deshalb so radikal verdrängt», sagt Frithjof Benjamin Schenk, Professor für Osteuropäische Geschichte und Leiter des Departements Geschichte an der Universität Basel.

Über konkrete Massnahmen gegen den Krieg schweigt sich das Manifest aus. «Es ist Ausdruck eines politischen Kompromisses», erläutert Schenk. Eine kleine Gruppierung um Lenin verfolgte auf der Konferenz noch radikalere Ziele. Ihr war das Manifest zu allgemein formuliert. Sie wollte konkrete Mittel des Klassenkampfes benennen und damit eine proletarische Revolution entfachen – weltweit. 1917 wird diese radikale Strategie zumindest in Russland aufgehen. «Ins Manifest von Zimmerwald wurde Lenins Plan nicht aufgenommen», sagt Schenk. «Und dennoch verkärten die Bolschewiki Zimmerwald später zu einem mythischen Gründungsort ihres Staates.» Zu einer Art Rütli der Sowjetunion.

Verdrängtes Erbe

«In der gesamten sozialistischen Welt lernte in der Schule jedes Kind über Zimmerwald», erläutert der Wissenschaftler. Auf manchen sowjetischen Weltkarten war auf dem Gebiet der Schweiz ausschliesslich dieses Dorf namentlich gekennzeichnet. «In der Schweiz hingegen – und insbesondere in Zimmerwald selbst – tat man sich mit dem Erbe von 1915 lange sehr schwer.»

Text:
Till Hein

«Über die Grenzen, über die dampfenden Schlachtfelder, über die zerstörten Städte und Dörfer hinweg rufen wir euch zu: Proletarier aller Länder vereinigt euch!»

Zimmerwalder Manifest

Hundert Jahre nach der Konferenz interessieren sich Schenk und seine Kolleginnen und Kollegen nicht nur für das Ereignis und seine historische Bedeutung, sondern auch für dessen kurioses Nachleben in Ost und West. Bereits vor einigen Jahren erreichte das Departement Geschichte der Universität Basel ein Anruf aus der Gemeindkanzlei von Zimmerwald. Der dortige Gemeindeschreiber war auf einen Ordner mit alten Schriftstücken gestossen und unsicher, was mit diesem zu geschehen habe. Gewissenhaft erkundigte er sich, ob die Unterlagen für die Wissenschaft von Interesse sein könnten. Die Osteuropa-Historikerin Julia Richers, mittlerweile Professorin in Bern, sichtete das Material – und stiess auf eine Flut faszinierender Briefe und Postkarten, die Menschen aus der Sowjetunion nach Zimmerwald geschrieben hatten: zum Beispiel an den «Direktor des Lenin-Museums». Dabei lag den Zimmerwaldern nichts ferner, als ein solches Museum zu errichten. «Insbesondere nach dem Landesstreik von 1918 herrschte in der Schweiz eine dezidiert antikommunistische Grundstimmung», sagt Schenk.

In den meisten Zuschriften geht es um Lenin. Zimmerwald-Fans aus dem heutigen St. Petersburg schicken Grüsse aus dem «sowjetischen in das schweizerische Leningrad». Das Arbeiterkollektiv eines Salzbergwerks in der Ostukraine schreibt: «Wir möchten wissen, wie in Ihrer Stadt die Erinnerung an diesen grossen Menschen weiterlebt.» Die Gemeindkanzlei schickt belehrende Briefe zurück: Mit «kommunistischen Umtrieben» wolle man hier in der Schweiz nichts zu tun haben. Und auf «sozialistische Grüsse» wird aus Zimmerwald demonstrativ mit «demokratischen Grüssen» geantwortet. Als 1945 ein Geschichts-Fan aus Lausanne um Informationen zur Zimmerwalder Konferenz bittet, platzt dem Gemeindeschreiber der Kragen. «Ich bin nicht geneigt, einem politischen Extremisten Material zu beschaffen, welches einer staatsfeindlichen Organisation Dienste leisten könnte», blafft er den Mann an.

Mitte der 1950er Jahre – nach dem Tod Stalins – wächst in der UdSSR die Bedeutung des Lenin-Kultes. Wegen Lenins Beteiligung an der Konferenz von 1915 erhält Zimmerwald in der Sowjetunion «eine fast mythische Bedeutung», so Schenk. Und die Gemeinde reagiert: 1962 wird ein absurder Passus zum «Schutz des gesunden Wohnens» ins Zimmerwalder Baureglement aufgenommen, der jegliche Gedenksteine und -tafeln verbietet. Auf ewige Zeiten soll nichts an die «Kommunisten-Konferenz» erinnern.

Drei Jahre darauf, zum 50. Jahrestag, organisieren rechts-bürgerliche Kräfte die «Zweite Zimmerwalder Konferenz» als antikommunistischen Gedenk Anlass. 1971 der nächste Schritt: Die Gemeinde lässt das Gebäude, in dem Lenin während der Konferenz nächtigte – im Volksmund längst «Lenin-Haus» genannt, – abreissen.

«Erst in den 1990er-Jahren, nach dem Zerfall der Sowjetunion, entspannt sich auch in Zimmerwald die Situation», berichtet Schenk. Zur 700-Jahr-Feier des Dorfe erinnert man 1996 mit festlichen Umzügen nicht mehr nur an die keltische Vergangenheit und das bäuerliche Leben der Gegenwart. Auch ein Kostümierter mit Glatze und markantem Bocksbärtchen tritt auf: eine Lenin-Parodie. Der berühmte Revolutionär ist nun kein Schreckgespenst mehr – sondern hat, mit Augenzwinkern, seinen Platz in der Dorfgeschichte gefunden.

Benjamin Schenk faszinieren solche Verschiebungen und Neubewertungen von historischen Ereignissen und Protagonisten. Auf einer internationalen Tagung anlässlich des 100. Jahrestages der Zimmerwalder Konferenz, die er Anfang September 2015 gemeinsam mit Julia Richers veranstaltete, wurden Erinnerungsorte des Kommunismus und Sozialismus in Europa in vergleichender Perspektive beleuchtet. Dabei ging es zum Beispiel auch um die Kommerzialisierung des Gedenkens: etwa in Museen in Deutschland, die eine verniedlichte Version des Lebens in der DDR zeigen – und Souvenirs verkaufen. Andere Referenten behandelten die wechselhafte Geschichte der Lenin-Denkmäler in der Ukraine und Russland.

Eine Exkursion nach Zimmerwald rundete die Tagung ab. Dort fiel den Wissenschaftlern aus 16 Ländern eine weitere Kuriosität auf: An der Stelle des ehemaligen «Lenin-Hauses» steht in diesem Dorf bis heute kein Gedenkstein – sondern die Filiale einer Bank. ■



Leninkarte, Leninmarke

Als Teil des Leninkults erhielt Zimmerwald in der Sowjetunion eine fast mythische Bedeutung.
(Postkarte aus der Sowjetunion, 1966)

Der Ukraine-Konflikt und das Völkerrecht.

Im März 2014 nahm Moskau die Krim in die Russische Föderation auf. Dies, nachdem die durch russische Truppen besetzte Halbinsel erst kurz zuvor ihre Unabhängigkeit erklärt hatte. Verstösst diese Annexion gegen internationales Recht? Welche Möglichkeiten haben die Krim und die Ostukraine, um ihr Recht auf Selbstbestimmung auszuüben? Und welche Rolle spielte Russland?

Text: Yannik Sprecher



Denise Brühl-Moser

ist Privatdozentin für Öffentliches Recht, Völker- und Europarecht an der Universität Basel. Während eines fünfjährigen Aufenthalts in Kanada konnte sie zunächst den Fall Québec eingehend studieren und lebte während der letzten drei Jahre in Taschkent, Usbekistan, wo sie den Einfluss Russlands auf die ehemalige Sowjetrepublik direkt vor Ort beobachten konnte.

«Ja, die Aufnahme der Krim stellt eine Verletzung des Völkerrechts dar», beantwortet Denise Brühl-Moser, Völkerrechtlerin an der Universität Basel, die Grundsatzfrage. Nicht nur wurden beim Anschluss-Referendum demokratische Grundprinzipien wie das Gewaltverbot oder die Meinungs- und Medienfreiheit verletzt. Auch die eine Woche zuvor erklärte Unabhängigkeit der Krim hatte keine juristische Gültigkeit, und entsprechend verfügte die Regierung in Simferopol auch nicht über die völkerrechtliche Kompetenz, sich Russland anzuschliessen. «Recht auf Selbstbestimmung bedeutet nicht ein allgemeines Recht auf Sezession», erläutert die Privatdozentin. Ausser bei der Dekolonisation oder der Befreiung von einem Rassenregime sieht das Völkerrecht für Volksgruppen keine Möglichkeit vor, sich von ihrem Mutterstaat abzuspalten.

Vermeintliche Analogie zu Kosovo

Werden durch den Mutterstaat gegen einen Teil der Bevölkerung schwere Menschenrechtsverletzungen begangen, wird in der Völkerrechtslehre die Möglichkeit der sogenannten «abhelfenden Sezession» («remedial secession») diskutiert und breit unterstützt. Dieser Ausnahmefall unterliegt allerdings strengen Kriterien. Als Notrecht muss die Sezession

die Ultima Ratio sein, um sich von unzumutbaren Zuständen zu lösen. Als Reaktion auf die Unterdrückung und Verfolgung der albanischen Minderheit durch das Regime Slobodan Miloševićs und den darauf folgenden Krieg konnte sich Kosovo 2008 mit diesem Mittel von Serbien abtrennen. Diese Sezession ist bis heute umstritten, da nicht alle UNO-Staaten sie akzeptieren und der Internationale Gerichtshof die Legitimität der Abspaltung nur indirekt anerkannte.

«Interessant am Fall der Ukraine ist, dass beide Seiten mit dem Völkerrecht argumentierten», so Brühl-Moser. Russland hatte 1999 gegen ein UN-Mandat zur militärischen Intervention in Jugoslawien gestimmt und damit gegen die völkerrechtliche Schutzverantwortung des Staatenbunds verstossen. Dennoch argumentierte der Kreml im Fall der Krim ähnlich. Mithilfe systematischer Falschinformation über ethnisch motivierte Gewalt gegenüber der russischsprachigen Bevölkerungsgruppe wollte er nun selbst eine abhelfende Sezession geltend machen. Zwar registrierte ein UN-Bericht vereinzelte gewaltsame Übergriffe; die stark übertriebenen russischen Medienberichte widerspiegelten jedoch nicht die Realität, die bei Weitem nicht als Grundlage für eine «remedial secession» gelten kann.

Die ukrainische Regierung ihrerseits berief sich auf ihr Recht, sich gegenüber Invasoren zu verteidigen. Die Zugehörigkeit der Streitkräfte ohne Hoheitsabzeichen auf der Krim, «grüne Männchen» genannt, blieb nicht lange verschleiert – es waren russische GRU-Spezialeinheiten. Damit versties Russland gegen das UN-Gewaltverbot und verletzte die territoriale Integrität der Ukraine.

Vorbild Jura-Konflikt

Der Anspruch auf Selbstbestimmung muss indes nicht zwingend in einen Wechsel der staatlichen Zugehörigkeit münden. Dies zeigt etwa das Beispiel der innerstaatlichen Sezession des Juras vom Kanton Bern; der Vorgang dauerte jedoch ungleich länger. Schon zu Beginn der Fünfzigerjahre leitete das separatistische «Rassemblement jurassien» erste rechtliche Schritte für die Gründung des Kantons Jura ein. Eine Entschärfung des Konflikts brachte nach anfänglichem Widerstand erst der 1970 verabschiedete Zusatz zur Berner Verfassung, der das Selbstbestimmungsrecht der frankofonen Bevölkerungsteile anerkannte. In einer Kaskade von Abstimmungen konnten die sieben Distrikte des jurassischen Kantonsteils über die eigene Zugehörigkeit abstimmen. 1978 wurde die Bildung eines neuen Kantons Jura durch eine Mehrheit des Schweizer Volkes und durch die Zustimmung aller Kantone demokratisch abgesegnet.

«Im Gegensatz zu diesem demokratischen Prozess war das Referendum auf der Krim eine Farce», sagt Denise Brühl-Moser. Jegliche Massnahmen zur Herauslösung der Krim aus der Ukraine und ihrem Anschluss an Russland stehen im Widerspruch zur ukrainischen Verfassung sowie der der Krim. Zudem versties das Plebiszit gegen die in den Europäischen Menschenrechtskonventionen festgehaltenen Regeln einer allgemeinen, freien, gleichen und geheimen Wahl mit den entsprechenden Rahmenbedingungen der Presse- und Meinungsfreiheit und der internationalen Beobachtung. Genauso fraglich sind die tatsächlichen Absichten der Bevölkerung. Obwohl die Abstimmungsergebnisse sehr deutlich waren, bleiben starke Zweifel an ihrer Aussagekraft.

Keine einfache Lösung in Sicht

Der Grund für diese Bemühungen um eine Sezession der Halbinsel sieht Denise Brühl-Moser in der geopolitischen Relevanz der Krim. Die Region

hat nicht nur reiche Erdöl- und Gasvorkommen, sie ist auch Hauptstützpunkt der Schwarzmeerflotte Russlands und sein Zugang zum Schwarzen Meer und dem östlichen Mittelmeer. «An einem Beitritt der Ostukraine zur Russischen Föderation andererseits hat die Grossmacht allein schon wegen der dortigen wirtschaftlichen Situation kein Interesse.»

Wie kann es weitergehen für die Ukraine? «Die Lösung liegt wohl in einem abzuwägenden Grad an Dezentralisierung unter Berücksichtigung der Instrumente des völkerrechtlichen Minderheitenschutzes», erläutert die Privatdozentin. «Die Selbstbestimmung sollte idealerweise innerstaatlich ausgeübt werden.» Wie im Fall des Kantons Jura bestünde für die Krim und die Ostukraine die einzige juristisch haltbare Möglichkeit auf Selbstbestimmung in einem langwierigen politischen Prozess, dessen Erfolg offen ist. Dies nicht zuletzt, weil die Regierung in Kiew sich vehement gegen eine Föderalisierung ausspricht, da sie die Möglichkeit fürchtet, dass Russland durch seine klandestine Präsenz in der Ostukraine auf die innerstaatliche Politik der Ukraine Einfluss nimmt. In letzter Konsequenz, so Brühl-Moser, gehe es beim Ukraine-Konflikt darum, die Werte einer internationalen Friedensordnung, auf welche sich die Staatengemeinschaft nach dem Zweiten Weltkrieg geeinigt hatte, zu verteidigen. ■

«Interessant am Fall der Ukraine ist, dass beide Seiten mit dem Völkerrecht argumentieren.»

Denise Brühl-Moser

Osteuropa in Basel.

Osteuropa steht im Zentrum mehrerer Veranstaltungen, die im November in der Region Basel stattfinden. Verschiedene kulturelle Institutionen laden dazu ein, sich mit der Geschichte, den Kulturen und Gesellschaften des europäischen Ostens auseinanderzusetzen.



Vladimir Sorokin zählt zu den bedeutendsten russischen Schriftstellern und Dramatikern der Gegenwart.

Buch Basel **Vladimir Sorokin:** **«Telluria».**

Düstere Wendezeiten: Mitte des 21. Jahrhunderts sind Eurasiens Staaten in unabhängige Reiche zerfallen; die Menschen richten sich nach Religionskriegen und Aufständen neu ein. Im Zentrum des Wirrwarrs einer neuen Weltordnung liegt die kleine Republik Telluria, die besitzt, was alle haben wollen: ein Mittel zur Herstellung von Glück. Voller Fabulierlust destilliert der preisgekrönte und kremlkritische Vladimir Sorokin in «Telluria» unsere Gegenwart zu einer absurd-komischen Satire über die Zukunft. Vladimir Sorokin ist Gast am internationalen Literaturfestival BuchBasel. Die Veranstaltung erfolgt in Kooperation mit dem Osteuropa-Forum Basel; mit Prof. Thomas Grob (Moderation), Maria Chevrekouko (Übersetzung) und Vincent Leittersdorf (Lesung in Deutsch). Festsaal im Volkshaus, Rebgrasse 12–14, Basel. Samstag, 7. November 2015, 11.00 Uhr. ■

www.buchbasel.ch

Café Scientifique der Universität Basel **Wo Europa endet? –** **Spurensuche im Osten des Kontinents.**

Die Frage der Identität Europas ist eng mit derjenigen nach seinen Grenzen verbunden. Während im Westen, Süden und Norden Meere den Kontinent umschliessen, fehlt im Osten eine eindeutige «natürliche» Grenze. Für viele Menschen markiert die östliche Grenze Europas eine politische, soziale und kulturelle Scheidelinie. Doch wo verläuft diese? Eine viel diskutierte Frage, die in der Ukraine, in Russland und in den Ländern des südlichen Kaukasus in letzter Zeit erneut eine Sprengkraft entfaltet hat, die uns alle angeht. Mit dem Publikum diskutieren der Historiker Prof. Frithjof Benjamin Schenk und der Slavist Prof. Thomas Grob von der Universität Basel sowie der Historiker Prof. Jeronim Perović von der Universität Zürich. Pharmazie-Historisches Museum, Totengässlein 3, Basel. Sonntag, 8. November 2015, 15.00–17.00 Uhr. ■

www.cafe.unibas.ch

Philosophicum **«Böse Geister» von F. M. Dostojewski.**

Das Philosophicum im Ackermannshof wendet sich einem Klassiker der russischen Literatur zu: «Böse Geister». Zusammen mit den Teilnehmern diskutieren Nadine Reinert und Stefan Brotbeck an vier Abenden über den Roman von Fjodor Michailowitsch Dostojewski. In einer russischen Stadt im späten 19. Jahrhundert bilden Gier, Leidenschaft, Nihilismus und der Wille nach Macht die treibenden Kräfte und lassen so diesen Text Dostojewskis nicht nur zu einem seiner düstersten Bücher werden, sondern auch zu einem grossartigen Lehrstück über Macht und Freiheit und deren Perversion. St. Johannis-Vorstadt 19–21, Basel. Seminardaten: 9., 16., 23. und 30. November, jeweils 19.00–20.30 Uhr. ■

www.philosophicum.ch

Volkshochschule beider Basel **Welten voller Veränderung –** **Osteuropa nach 1989/90.**

Als der Kalte Krieg zu Ende ging, herrschte Aufbruchstimmung in den Ländern, die ursprünglich Teil des Warschauer Paktes gewesen waren. Doch die Herausforderungen waren gewaltig: Volkswirtschaften stellten sich neu auf, Währungen verfielen und Korruption herrschte vor. Man versuchte in Literatur und Film, das bislang Erlebte einzuordnen. Im Rückblick offenbaren sich Welten voller Veränderung. Mit vier Vorträgen taucht die Vortragsreihe in die jüngere Vergangenheit Osteuropas ein. Der Kurs wird in Zusammenarbeit mit dem Fachbereich Osteuropa an der Universität Basel und dem Osteuropa Forum Basel durchgeführt. Universität Basel, Kollegienhaus, Petersplatz 1, Basel. 10., 17. und 24. November sowie 1. Dezember, jeweils 18.30–19.45 Uhr. ■

www.vhsbb.ch



Dossier

NOGAIISCHE

TATAREI

DAS AS

DAS SCHWARZE MEER

Karte «von der Halbinsel

Taurien oder Krim» von 1788

Die in Wien gedruckte Karte diente der räumlichen Orientierung über den russisch-österreichischen Türkenkrieg (1787–1792), dem die russische Besetzung der Krim vorangegangen war.

Bijou am Basler Heuberg.

Die historische Bibliothek des Frey-Grynaeischen Instituts umfasst mehrere Tausend Bände von den Anfängen der Buchdruckkunst bis ins 19. Jahrhundert.

Das Institut wurde 1747 von Johann Ludwig Frey zur Erinnerung an seinen verstorbenen Kollegen Johannes Grynaeus gegründet.

Foto: Basile Bornand

Reinhold Bernhardt ist seit 2001 Professor für Systematische Theologie/Dogmatik an der Universität Basel. Er zieht sich gerne in diese einmalige Universalbibliothek zurück, weil er dort immer wieder neue Bücher mit überraschenden Inhalten entdeckt.

1 Reinhold Bernhardt blättert in einer «Cosmographia» des Humanisten Sebastian Münster. Fast 30 Jahre hatte dieser an seinem Lebenswerk der «Cosmographia» gearbeitet. Das Werk erschien erstmals im Jahr 1544, diese Ausgabe der «Beschreibung der ganzen Welt» wurde 1628 in Basel gedruckt.

2 Suchen wie vor zweihundert Jahren: In mehreren Karteikästen befinden sich die handbeschrifteten Kärtchen zu den Büchern. Sie sind alphabetisch nach Autoren geordnet und zumeist mit Feder beschriftet.

3 Auf dieser Seite stehen die Klassiker aus der griechischen Literatur, unter anderem auch eine Ausgabe des «Organon» von Aristoteles in Griechisch und Latein aus dem Jahr 1597.

4 Ein besonderer Schatz zur Geschichte der Schweiz: Die «Chronicon Helveticum» oder die «Gründliche Beschreibung der So wohl in dem Heil. Römischen Reich als besonders in Einer Lobl. Eydnossschafft und angränzenden Orten vorgeloffenen Merckwürdigsten Begegnussen» heisst das von Aegidi Tschudii verfasste Werk, das erstmals 1415 erschien – diese Ausgabe wurde 1734 in Basel gedruckt.

5 «Institutio Christianae Religionis, Authore Ioanne Caluino»: Hier handelt es sich um das theologische Hauptwerk von Johannes Calvin. Darin angehängt ist ein Kapitel «Machumetis Alcoran», zu Deutsch: Mohammeds Koran. «Sehr spannend», kommentiert Theologe Reinhold Bernhardt, «denn dies ist eine der ersten gedruckten Koran Ausgaben überhaupt.»





«Big Public Data»- Chancen und Gefahren.

Was kann die Forschung mit den vom Staat erfassten Daten machen?
Wann beginnt die informationelle Selbstbestimmung des Einzelnen zu leiden?
Zwei Meinungen zum Umgang mit Daten der öffentlichen Verwaltung.

Die Digitalisierung vieler Lebensbereiche, angetrieben durch die Verbreitung von Internet und Mobiltelefonie, führte in den letzten Jahren zu einer wahrhaften Datenflut über diverse Aspekte unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens. Dies eröffnet neue Möglichkeiten, ökonomische und gesellschaftliche Zusammenhänge in einem Ausmass empirisch zu erforschen, das vor wenigen Jahren noch undenkbar gewesen wäre. Neben neuen technischen und methodischen Herausforderungen muss sich sozialwissenschaftliche Forschung mit «Big Data» in manchen Bereichen auch mit wichtigen ethischen Fragen bezüglich der Privatsphäre der Forschungssubjekte auseinandersetzen. Es gibt jedoch auch Bereiche von Big Data, welche diesbezüglich kaum problematisch sind: Daten über die öffentliche Verwaltung und die Politik.

Solche «Big Public Data» sind explizit für die Öffentlichkeit bestimmt, haben aber in der sozialwissenschaftlichen Forschung bisher nur wenig Aufmerksamkeit erhalten. Für die zunehmende Verfügbarkeit von Big Public Data ist insbesondere eine Entwicklung relevant: Das Aufkommen von NGOs und Bürgerorganisationen, welche die neuen Möglichkeiten des Internets nutzen, um den politischen Prozess transparenter zu machen. Insbesondere in den USA ist diese «Open Government»-Bewegung über die letzten fünf Jahre stark gewachsen. Organisationen wie Project Vote Smart oder die Sunlight Foundation veröffentlichen detaillierte Informationen über diverse Aspekte der US-Politik. Dabei nutzen sie neue Webtechnologie-Standards, welche die Vernetzung und den Datentransfer zwischen verschiedenen Applikationen und Benutzern vereinfachen. Dies ermöglicht eine dezentrale Generierung, Aufbereitung und Verbreitung der Daten. Ein gutes Beispiel liefert die Webseite Project Vote Smart

(votesmart.org). Die Seite informiert US-Bürger über alle Personen in einem öffentlichen Amt (oder Kandidaten für ein solches Amt) in den USA; vom US-Präsidenten bis zum County-Sheriff. Die Webseite dient den Kandidaten und Politikern auch als Plattform, sich in der Öffentlichkeit zu präsentieren. Dadurch haben diese Anreize, selbst zur umfangreichen Datenbank beizutragen. Um ihre Mission möglichst effektiv zu erfüllen, stellen Organisationen wie Project Vote Smart ihre Daten aber auch über Schnittstellen anderen Web-Entwicklern zur Verfügung, welche die Daten auf diese Weise einfach in andere Applikationen und Webseiten einbetten können.

Die gleiche Technologie ermöglicht es Forschern, die Daten mittels eigens programmierter Software systematisch zu sammeln und zu analysieren. Ein bedeutender Vorteil dieser Form der Datenerfassung für die empirische Forschung in der politischen Ökonomie ist, dass die Daten unabhängig von einer bestimmten Forschungsfrage generiert und verbreitet werden. Dies ist für viele politökonomische Fragestellungen von zentraler Bedeutung, da oft Eigenschaften oder Verhaltensaspekte von Politikern untersucht werden, welche diese tendenziell verbergen wollen. Anwendungsgebiete solcher neuen Datenbestände in der politischen Ökonomie sind beispielsweise die Erforschung des Einflusses von Interessengruppen auf die Wirtschaftspolitik basierend auf detaillierten Mikrodaten über Politfinanzierung, sowie die Entwicklung neuer Methoden zur Aufdeckung versteckter Kollaboration in legislativen Versammlungen.

Insgesamt versprechen Big Public Data in Verbindung mit neuen rechengestützten Analyseverfahren eine spannende Zeit für die empirische Forschung an der Schnittstelle zwischen Wirtschaft und Politik. ■



Ulrich Matter

hat im Juni 2015 an der Universität Basel seine Dissertation zum Thema «Political Economics in the Age of Big Public Data» an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Basel vorgelegt. Zurzeit forscht er am Projekt «Uncovering Vote Trading Through Networks and Computation».

Das Grundrecht auf informationelle Selbstbestimmung garantiert jedem Menschen, selber darüber bestimmen zu können, wem er welche persönlichen Angaben offenbart. Dies gilt insbesondere gegenüber dem Staat. Dieser darf persönliche Daten von Menschen nur unter sehr restriktiven Voraussetzungen sammeln, bearbeiten oder weitergeben. Damit gewährleistet das Grundrecht dem Einzelnen die Möglichkeit, selber über jene Identität zu bestimmen, mit welcher er in der öffentlichen Auseinandersetzung wahrgenommen werden will. Meine öffentliche Person soll Ausdruck meiner Autonomie sein.

In seiner bisherigen Ausprägung war der grundrechtliche Schutz in wesentlichem Masse von der Art der infrage stehenden persönlichen Angaben abhängig: Je tiefer die infrage stehenden Angaben Einblick in die Persönlichkeit der betroffenen Person geben, desto höher sind die Schranken für den Staat, sie zu erheben, zu bearbeiten oder weiterzugeben. Das Grundrecht auf informationelle Selbstbestimmung erscheint vor diesem Hintergrund primär als Recht auf Datenschutz; so denn auch seine Bezeichnung in der Grundrechtecharta der EU.

Big Data stellt dieses Konzept grundlegend infrage. Zunächst verändert Big Data den Zusammenhang zwischen der Bekanntgabe persönlicher Angaben durch den Einzelnen und der Kenntnis persönlicher Eigenschaften durch Dritte, insbesondere auch den Staat. So wurde in einem konkreten Fall dargelegt, dass die in öffentlich zugänglichen Forschungsdatenbanken abgelegten anonymisierten Gensequenzen mithilfe weniger weiterer Daten konkreten Personen zugewiesen werden konnten. Dies erlaubt es Dritten, persönliche Angaben über eine Person zu kennen, die dieser unter Umständen nicht bekannt sind.

Staatliche Kenntnis einer persönlichen Eigenschaft fusst vor diesem Hintergrund nicht mehr zwingend darauf, dass der betroffene Einzelne entsprechende Angaben offengelegt hat. Verfügt der Staat über eine grosse Menge unterschiedlichster Angaben über Menschen, erlaubt es ihm Big Data, daraus mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf Eigenschaften und Verhaltensweisen einzelner Bevölkerungsgruppen oder gar Einzelner zu schliessen. So kann heute die Polizei mit Big Data jene Gebiete eingrenzen, in denen die Wahrscheinlichkeit von Einbrüchen erhöht ist. Dies erscheint wenig problematisch. Wie wäre es aber, wenn die Polizei in den so bezeichneten Risikogebieten Personen auf öffentlichem Grund auch ohne konkreten Verdacht anhält?

Agiert der Staat einer Gruppe von Menschen gegenüber allein aufgrund signifikant erhöhter Wahr-

scheinlichkeiten eines bestimmten Verhaltens, orientiert er sich letztlich an Stereotypen. Im Kontext von Big Data sind diese nicht Ergebnis gesellschaftlicher Meinungsbildung, sondern des Einsatzes von Algorithmen, die Korrelationen transparent machen. Dies ändert jedoch nichts Grundsätzliches daran, dass staatliche Handlungen gegenüber Einzelnen allein deshalb, weil sie einem Stereotyp entsprechen, ein Potenzial der Herabwürdigung in sich tragen.

Besonders deutlich wird dies etwa beim Einsatz von Big Data für den Entscheid über die Entlassung von Menschen aus der Verwahrung. Entsprechende Verwendungen findet Big Data bereits heute in gewissen «Parole Boards» in den Vereinigten Staaten. Das Problem liegt nicht darin, dass die Wahrscheinlichkeiten der Vorhersage zu gering sind; so ist durchaus denkbar, dass die Wahrscheinlichkeit einer richtigen Prognose höher ist als jene, welche der Gerichtspsychiater aufgrund einer Abklärung der infrage stehenden Person anfertigt. Das Problem liegt vielmehr darin, dass er Betroffene nicht als Mensch in seiner Individualität, sondern lediglich als rechnerische Einheit erfasst wird.

Vor diesem Hintergrund muss das Grundrecht auf informationelle Selbstbestimmung überdacht und angepasst werden. Die Selbstbestimmung des Einzelnen in der Gestaltung seiner gesellschaftlichen Identität kann vor diesem Hintergrund nicht mehr allein dadurch geschützt werden, dass ihm die Verfügungsmacht über seine persönlichen Angaben gewährleistet wird. Die Zustimmung zur Verwendung von Angaben über die eigene Person ist in dieser Hinsicht kein taugliches Instrument mehr zum Schutz der Privatsphäre. Der Fokus ist von der Bekanntgabe der privaten Angaben in Richtung des Umgangs mit Daten irgendwelcher Herkunft zu verschieben. Dabei geht es zudem nicht allein um den Umgang mit persönlichkeitsnahen Angaben über den Betroffenen, sondern auch um den Umgang des Staates mit Daten, die weder einen engen Persönlichkeitsbezug noch einen Hinweis auf die Identität des Betroffenen enthalten müssen.

Ins Zentrum des grundrechtlichen Interesses rückt die Verknüpfung, Kombination und Auswertung von Daten überhaupt, unabhängig davon, ob es sich um Daten mit hoher oder geringer Persönlichkeitsnähe handelt. Und dies insbesondere auch mit Bezug auf jene Daten, in deren Erhebung und Bearbeitung die Betroffenen ihre Einwilligung gegeben haben. Dabei ist noch kaum geklärt, welche Massstäbe das Grundrecht auf informationelle Selbstbestimmung diesbezüglich setzt. Es ist insbesondere auch die Aufgabe der Rechtswissenschaften, diese Neuorientierung des Grundrechts voranzutreiben. ■



Markus Schefer

ist seit 2001 Professor für Staats- und Verwaltungsrecht der Universität Basel. Nach dem Studium in Bern und einer Vertiefung an der UC Berkeley und an der Georgetown University, Washington, promovierte er an der Universität Bern.

Vor über 150 Jahren erkannte der englische Naturforscher Charles Darwin, dass sich Lebewesen durch Anpassung an ihre Umwelt verändern. Indem sie sich an unterschiedliche Lebensräume anpassen, können auch ganz neue Arten entstehen. So haben sich allein in den grossen Seen Ostafrikas – im Tanganjika-, Malawi- und Viktoriasee – fast 2000 neue Arten von Buntbarschen gebildet. Diese tropischen Süsswasserfische, wie sie auch in unseren Aquarien umherschwimmen, sehen ganz unterschiedlich aus: Ihre Grundform ist oval, etwas langgestreckt und seitlich abgeflacht, ihre Mäuler je nach Nahrung anders geformt. «Die Buntbarsche sind faszinierende Modellorganismen für mich, um nachzuvollziehen, wie biologische Vielfalt entsteht», sagt der Zoologe und Evolutionsforscher Prof. Walter Salzburger von der Universität Basel. Es gebe auf der Erde wohl keinen anderen Ort als die afrikanischen Seen, wo sich durch Anpassung an unterschiedliche ökologische Nischen so viele Arten in einer derart grossen Vielfalt gebildet haben – und das vergleichsweise explosionsartig. Salzburger, gebürtiger Tiroler, fliegt mit seinem Team jedes Jahr mindestens zweimal für einige Wochen nach Ostafrika, wo die Zoologen nach den Buntbarschen tauchen, sie in Netze treiben, angeln, mit Fallen fangen oder sie den einheimischen Fischern abkaufen, um die Barsche später morphologisch und genetisch zu untersuchen. Nicht selten landet ein Fisch auch einmal in einer Bratpfanne und wird von den Basler Gästen zum Abendessen verspeist.



Album

Fotos: Robert Huber, Adrian Indermaur
Text: Christoph Dieffenbacher

Auf Darwins Spuren.



Einer von vielen

Mehr als 200 verschiedene Buntbarsch-Arten aus dem Tanganjikasee sind wissenschaftlich erfasst. Dazu kommen Dutzende von unbeschriebenen Arten, wie Fisch Nummer LGC5 (Petrochromis sp. «rainbow») aus der Basler Sammlung. Ziel des vom Europäischen Forschungsrats (ERC) mit 2 Mio. Euro geförderten Projektes «CICHLID-X» ist es, die Gesamtheit aller Tanganjika-Buntbarsche zu erforschen.



**Expedition zum
Süsswasser-Meer**

Der ostafrikanische Tanganjikasee ist mit einer Länge von über 650 Kilometern und einer Tiefe von knapp 1500 Metern das grösste Süsswasservorkommen auf dem afrikanischen Kontinent. Unter Biologen ist der See für seine besonders vielfältige Fauna an Buntbarschen bekannt. Um die vielen Buntbarsch-Arten untersuchen zu können, nutzen die Basler Zoologen ein umgebautes Fischerboot. Die Expeditionen der Forscher führen sie zu den entlegensten Regionen des Tanganjikasees, wie etwa zu den Mahale-Bergen in Tanzania.







Der Strand wird zum Labor

Die frisch gefangenen Buntbarsche werden vermessen, abgewogen und fotografiert. Bevor die Fische für weitere Untersuchungen konserviert werden, entnehmen ihnen die Forscher eine DNA-Probe. Das seltsame Treiben der Basler Wissenschaftler führt nicht selten zur allgemeinen Belustigung einer ganzen Kinderschar.



Ein bisschen Afrika in Basel

Zurück am Zoologischen Institut der Universität Basel werden die Buntbarsche sortiert und in die stetig wachsende Sammlung integriert. Im Labor werden die Fische anschliessend einem computer-tomografischen Scan unterzogen, um ihre speziellen Anpassungen an die Umwelt zu erforschen. Ausserdem wird das Genom einer jeden Art sequenziert.





Walter Salzburger

kam 2007 als Assistant Professor an die Universität Basel. Der Zoologe fokussiert seine Forschung auf die Evolution von Buntbarschen. Ein zweites Forschungsfeld von Walter Salzburger sind Wirbeltiere im alpinen Raum.

Dem Städtewandel auf der Spur.



Nationalgalerie Singapur
Eine Decke aus Glas und Metall
verbindet zwei Kolonialgebäude zur
neuen Nationalgalerie.

Städte verändern sich ständig.
 Mechtild Widrich schaut sich diesen Wandel genau an und
 weiss, was er für die Öffentlichkeit bedeutet.

Text: Olivia Poisson



Mechtild Widrich studierte Kunstgeschichte an der Universität Wien und Kunst- und Architekturgeschichte am MIT, wo sie 2009 promovierte. Nach ein paar Jahren als freie Kuratorin war sie von 2011 bis 2013 Postdoktorandin und Dozentin am Lehrstuhl für Kunst- und Architekturgeschichte der ETH Zürich. 2013 wechselte sie zu eikones, dem Nationalen Forschungsschwerpunkt für Bildkritik an der Universität Basel. Seit Mai 2015 ist Widrich Assistant Professor of Art History, Theory and Criticism an der School of the Art Institute of Chicago.

Mechtild Widrich lässt sich nicht so einfach einordnen. Die Kunsthistorikerin und Bildwissenschaftlerin mit Promotion am MIT forscht an der Schnittstelle von Kunst, Architektur und Geschichte. Angesiedelt zwischen diesen Fachbereichen widmet sich ihre Arbeit den komplexen Fragestellungen rund um Bilder, Gebäude und dem öffentlichen Raum. Die beiden Begriffe Stadt und Bild fallen bei ihr häufig und ergeben zusammen das zentrale Thema ihrer Forschung – das Stadtbild.

Die Bildkritik steht seit 2005 bei eikones, dem Nationalen Forschungsschwerpunkt Bildkritik der Universität Basel, im Zentrum. Mechtild Widrich stiess 2013 als Postdoctoral Fellow zum Modul «Cities on the Move» dazu, welches sich mit dem Verhältnis von Bild und Stadt in Kunst, Architektur und Städtebau beschäftigt – eine Konstellation, geradezu geschaffen für die junge Forscherin.

Das umkämpfte Stadtbild

Städte erzeugen Bilder. Diese Stadtbilder sind schon lange nicht mehr nur dem Besucher vor Ort vorbehalten, sondern sind mediatisiert auf der ganzen Welt zugänglich. Wie dieses Stadtbild aussieht und was es aussagt, ist oft von politischem und nationalem Interesse. Es erstaunt also nicht, dass einzelne Gruppen bewusst versuchen, das Stadtbild durch Architektur oder Kunst zu beeinflussen. Als Resultat entstehen mehrere widersprüchliche Stadtbilder, die in den Medien zirkulieren und bestimmte Wahrnehmungen formen. «Das Bild ist nichts Fixes, sondern höchst strittig», so Widrich.

Dieser Tatsache widmete sich Widrich in ihrem Forschungsprojekt «Histories on the Move: The Nationalisation of Global Art», welches sich mit dem Zusammenhang zwischen nationaler Selbstdarstellung und der Konstruktion von Nationalbildern mithilfe von Kunst beschäftigt.

Sehr eindrücklich zeigt sich dieses politische Stadtbild im Falle Singapurs. Hier forschte Widrich unter anderem zur neuen Nationalgalerie zeitgenössischer Kunst, die Ende 2015 eröffnet werden soll.

«Singapur versucht durch architektonische Projekte, wie der Nationalgalerie, und durch die Präsentation moderner und zeitgenössischer Kunst, sein eigenes Stadtbild aktiv zu formen», das Museum soll also nicht nur der eigenen Bevölkerung einen Zugang zu Kunst bieten, sondern es soll auch ein bestimmtes Image auf einer globalen Ebene darstellen.

Künstliche Kunstszene

Konkret hat Singapur, ganz offiziell und transparent, eine sogenannte Renaissance Singapur ausgerufen. Erklärtes strategisches Ziel ist es, zu dem neuen kreativen Zentrum Südostasiens zu werden. Zu diesem Zweck sind Initiativen wie beispielsweise die Singapur Biennale oder eben die neue Nationalgalerie entstanden. «Man versucht hier top down eine Kunstszene zu modulieren, die sich dann im Idealfall in einem veränderten Bild von Singapur in unseren Köpfen niederschlägt.» Dahinter stecken ökonomische Interessen – Singapur ist ein reiches Land und will das auch bleiben.

So viel zur Theorie: «Ist man vor Ort, stellt man aber fest, dass alles viel komplexer ist.» Zwar gibt es viele gut ausgebildete Künstler, Kuratoren und Theoretiker in Singapur, als solche sind sie aber auch durchaus kritisch und hinterfragen die nationalen Interessen, so Widrich. «Viele verwenden das System, um es gleichzeitig subversiv umzuwerten oder zu hinterfragen und so entstehen Gegenbewegungen zur offiziellen Stossrichtung.» Widrich will in ihrer Forschung bewusst keinen Status quo analysieren. «Für mich wird es gerade dort spannend, wo widersprüchliche Dynamiken im Stadtbild sichtbar werden. Mich interessiert, wie diese geformt werden, welche Beeinflussungen es von den verschiedenen sozialen Gruppierungen gibt und welche Ebenen der Rezeption entstehen. Ich halte diese Untersuchungen für gesellschaftlich und politisch wesentlich, um lokale, nationale und globale Repräsentationsmechanismen gemeinsam verstehen zu können.» ■

Auch ein leerer Bauch studiert nicht gern.

Mangelernährung und Wurminfektionen verringern die Leistungsfähigkeit von Schulkindern in Südafrika. Die Wirksamkeit einfacher Gegenmassnahmen wird jetzt erforscht.

Text: David Herrmann



Uwe Pühse ist Professor für Sportwissenschaft an der Medizinischen Fakultät der Universität Basel. Er forscht auch über die «Erfassung der Dimensionen von Unterrichtsqualität im Schulfach Sport».

«Bitte tun Sie das nicht!» Eindrücklich schildert Uwe Pühse, wie ihn der Rektor einer Primarschule in Port Elizabeth (Südafrika) vor einem schweren Fehler bewahrt hat. Und dabei wollten Pühse und sein Forschungsteam die Schüler doch nur bitten, für den Sporttest am nächsten Tag ihre Sportkleider mitzunehmen. «So was besitzen die meisten Kinder aber nicht. Aus Scham wären sie deshalb gar nicht zur Schule gekommen und der Test hätte nicht stattfinden können.» Pühse ist Professor für Sportwissenschaft am Departement für Sport, Bewegung und Gesundheit (DSBG) der Universität Basel. Er leitet zusammen mit Professor Jürg Utzinger vom Schweizerischen Tropen- und Public-Health Institut (Swiss TPH) das vom SNF finanzierte DASH-Projekt (Disease, Activity and Schoolchildren's Health).

In Port Elizabeth untersuchen ein Forscherteam vom DSBG und Swiss TPH sowie von der Nelson Mandela Metropolitan University die Auswirkungen von parasitären Wurminfektionen und Mangelernährung auf körperliche Fitness, kognitive Leistungsfähigkeit und psychosoziale Gesundheit von rund 1000 Kindern an acht Schulen. Alle Schulen liegen in Gegenden mit extremer Armut und hoher Arbeitslosigkeit. So viel zu den Fakten. Wirklich greifbar wird die Bedeutung des Projekts aber erst dann, wenn Uwe Pühse von seinen Erfahrungen erzählt. «Wenn die Schüler am Montag zur Schule kommen, war für viele das Schulessen am Freitag die letzte Mahlzeit.»

Vertrauen ermöglicht tiefe Einblicke in die Gesundheit

Und trotzdem: Betrachtet man Bilder von den Kindern in den Schulen, scheint es fast, als gehe es ihnen gut. Bestimmt wischt Professor Rosa Du Randt diesen Eindruck vom Tisch: «Man sieht es den Kindern in ihren Schuluniformen nicht an, aber die meisten hinken in ihrer Entwicklung im Vergleich mit Gleichaltrigen an besseren Schulen hinterher. Die Hälfte ist HIV positiv, viele leiden an parasitären Wurminfektionen und anderen chronischen Krankheiten.» Du Randt ist Direktorin der School of Lifestyle Sciences an der Nelson Mandela Metropolitan University in Port Elizabeth und gemeinsam mit ihrer Kollegin Prof. Cheryl Walter Co-Leiterin des Projekts. Mit ihrem Team schlagen sie die Brücke zwischen den Kulturen. Was in der Schweiz selbstverständlich ist, gilt in Südafrika nicht. Und umgekehrt herrschen in Südafrika Zustände, die man sich in der Schweiz nicht vorstellen kann. Immer wieder bekriegen sich Drogenbanden mit schweren Waffen; auch in unmittelbarer Nachbarschaft der Schulen. Wer hier sicher arbeiten und erfolgreich forschen möchte, braucht Vertrauenspersonen, die die lokalen Eigenheiten kennen.

Bruce P. Damons wurde unlängst zum Rektor des Jahres in Südafrika gewählt. Er leitet die Sapphire Road Primary School und ist Teil des Forschungsteams. Mit seinen Einsichten in den Alltag der Menschen vor Ort und seinen Anregungen wirbelte er das Forschungsdesign, das Pühse, Utzinger und ihr Team in Basel entwickelt hatten, ziemlich durcheinander.



Rosa Du Randt ist Professorin an der Nelson Mandela Metropolitan University in Port Elizabeth, Südafrika. Ihre Forschungsschwerpunkte sind «Biokinetics» und «Talent Identification».

Gemeinsam erstellen sie einen Plan, wie die Forschungsziele erreicht und gleichzeitig Stolz und Lebensbedingungen der Teilnehmer respektiert werden können. Für Uwe Pühse ist klar: «Ohne Bruce wären wir niemals so weit gekommen. Er ist unser Mann an der Front, der vermittelt und auch den Eltern in ihrer lokalen Sprache erklären kann, warum die teilweise sehr persönlichen Untersuchungen wichtig sind und worum es uns geht.»

Langzeit-Untersuchungen für nachhaltige Veränderungen

Bis 2016 werden in einem zweistufigen Vorgehen verschiedene Gesundheitsdaten der Schüler erhoben. Einerseits wird in einer Querschnittstudie analysiert, in welchem Umfang sie von Infektionskrankheiten und Parasiten betroffen sind, welchen Effekt diese auf ihre körperliche Fitness und kognitive Leistungsfähigkeit haben und wie sich die Ernährung auf die Gesundheit auswirkt. Die Kinder werden klinisch untersucht, anthropometrisch vermessen und sie geben Stuhl- und Urinproben ab, die auf bestimmte Erreger und Parasiten hin getestet werden.

Andererseits untersucht das Forschungsteam längsschnittlich über die Zeit, wie sich gezielte schulbezogene Interventionsmassnahmen auf die Gesundheit und das Wohlbefinden der Schüler auswirken. In einem Zeitraum von anderthalb Jahren werden die Kinder immer wieder auf Krankheitsstatus, körperliche Fitness, kognitive Leistungsfähigkeit und psychosoziale Gesundheit untersucht. Parallel werden in der Hälfte der Projektschulen gezielte Massnahmen umgesetzt: Die Lehrpersonen werden fit gemacht für Sportunterricht und Bewegungsförderung, die Schüler werden entwurmt und anderweitig medizinisch versorgt, der Speiseplan in den Schulen überarbeitet, Kinder und Schulpersonal in persönlicher Hygiene geschult und das Schulgelände bewegungsfreundlich umgestaltet. Das Projekt sieht aber vor, dass nach Abschluss auch die übrigen Kontrollschulen berücksichtigt werden. Für Du Randt ist klar: «Der Erfolg des Projekts erklärt sich dadurch, dass alle Beteiligten gleichermaßen profitieren.» (siehe auch Interview).



Dieser QR-Code führt zu einem Filmbeitrag, in dem das auf dieser Seite beschriebene Forschungsprojekt der Universität Basel und der Nelson Mandela Metropolitan University vorgestellt wird.

Professor Rosa Du Randt besuchte im Rahmen des DASH-Projekts ihre Kollegen am Departement für Sport, Bewegung und Gesundheit der Universität Basel. UNI NOVA hat sie getroffen.

UNI NOVA: Professor Du Randt, wie viele Forschungsprojekte mit vergleichbarer internationaler Beteiligung haben Sie momentan in Ihrem Departement?

ROSA DU RANDT: Aktuell nur eines – das ist aber weder vom Umfang noch von der Bedeutung her mit dem DASH-Projekt zu vergleichen. Der Austausch mit der Universität Basel ist extrem wertvoll für uns. Nicht nur wissenschaftlich, auch für unsere Mitarbeitenden und Studierenden. Die Möglichkeit, hierher zu kommen und an diesem Projekt zu arbeiten, ist für alle ein Riesengewinn.

UNI NOVA: Und umgekehrt: Wie profitieren die Schweizer Kollegen?

DU RANDT: Ihr Blick auf Afrika verändert sich. Sie sehen die extreme Vielfalt des Kontinents – im Guten wie im Schlechten. Und sie lernen, dass die Menschen trotz der extremen Armut ihren Stolz behalten haben. Es ist deshalb wichtig zu verstehen, dass man die Dinge nicht für sie, sondern mit ihnen macht.

UNI NOVA: Und dieses Verständnis, dass Sie das Projekt gemeinsam machen, ist die Basis für den Erfolg.

DU RANDT: Genau. Kommt dazu, dass die Basler Kollegen alleine niemals so weit gekommen wären. Wenn man auf die Menschen in den Townships zugeht, muss man gewisse Regeln beachten, um nicht beleidigend aufzutreten. Einige unserer Mitarbeitenden und Studierenden sind selbst dort aufgewachsen, sie kennen also die lokale Sprache und die Verhältnisse vor Ort. Das hilft uns enorm.

UNI NOVA: Das Forschungsdesign ist darauf angelegt, die Lebensbedingungen der Schüler vor Ort zu verbessern. Glauben Sie, darin liegt ein weiterer Grund für den Erfolg des Projekts?

DU RANDT: Ja, absolut. Wenn innerhalb einer Gemeinde geforscht wird, müssen alle davon profitieren. Das ist der Schlüssel für die Teilnahme am Projekt, also auch für dessen Erfolg. ■



Mit Ingenieurskunst zu neuen Lösungen in der Medizin.

Im Department of Biomedical Engineering in Allschwil entwickeln Chirurgen und Ingenieure neue Technologien im Bereich der Life Sciences.

Text: Martin Hicklin Foto: Basile Bornand



Philippe Cattin

Studierte an der Fachhochschule in Brugg/Windisch Computer Sciences und machte seinen Master an der ETH Zürich, wo er 2002 am Institut für Robotik promovierte. 2007 gründete er das Medical Image Analysis Center an der Medizinischen Fakultät der Universität Basel. Seit 2014 leitet er das neu geschaffene Department of Biomedical Engineering.

Das jüngste Departement der Universität ist das erste auf Boden des Kantons Baselland: In Allschwil, unmittelbar neben dem Schweizer Innovationspark Nordwestschweiz, suchen 60 Forschende nach innovativen Lösungen für medizinische Probleme.

Quer über den runden Tisch im neuen Department of Biomedical Engineering (DBE) in Allschwil schmiegt sich das Modell einer feingliedrigen Wirbelsäule. Wirbel reiht sich an Wirbel, aus Zwischenräumen münden in gelben Stummeln die Nerven. Ein delikates Bauwerk, an dem so viel hängt und wo man leicht Schaden anrichten könnte. Etwa wenn es darum geht, zur Stabilisierung eine dicke orthopädische Schraube einzudrehen. Es gilt, sie im richtigen Winkel zu setzen, mit exaktem Tiefgang und ohne die heiklen Strukturen zu verletzen. Philippe Cattin demonstriert, wie das geht, dreht das Modell, setzt ein Werkzeug an mit Schraubhalter und Quergriff. Am Schaft steckt ein kleines

Kästchen. Es enthält Kreisel, Kompass und Beschleunigungsmesser. Sie erlauben mit einfachen Mitteln bei jeder Bewegung eine genaue Positionierung. Ganz ohne Einsatz von Röntgenstrahlen. «Mit diesem Gerät können wir dem Chirurgen ein Werkzeug in die Hand geben, das exaktes Navigieren erlaubt und einen Bruchteil dessen kostet, was bisher für ein Leitsystem ausgegeben werden musste. Zudem ersparen wir dem Patienten die Strahlenbelastung», freut sich Philippe Cattin. Der Professor für Medizinische Bildanalyse ist der erste Vorsteher des neuen Universitätsdepartements DBE. Preisgünstig wird das Ganze, weil massenhaft hergestellte, aber hochentwickelte Elemente aus der Smartphone-Industrie genutzt werden. Die «Navi-Pen» ist ein typisches Produkt des DBE: «Wir versuchen, mit Ingenieurskunst den Medizinern beizustehen», sagt der 48-Jährige. Wenn möglich mit einfachen Mitteln. So wird auch ein 300-fränkiges Android-Tablet zum Navigationsinstrument während Operationen ausgebaut.

Department of Biomedical Engineering

Im Department of Biomedical Engineering arbeiten folgende Institute und Spezialitäten zusammen:
 Biomaterials Science Center, Biomechanics, Clinic of Radiology and Nuclear Medicine, Institute of Forensic Medicine, Medical Image Analysis Center, Medical Laser Physics, Medical Robotics, Musculoskeletal Research, Oral Health Technologies, Pneumology Research Group, Quantitative Biomedical Imaging, Radiological Physics and Tissue Engineering Technologies.
 Mit dem Universitätsspital Basel als auch der Universitätskinderklinik besteht eine enge Zusammenarbeit.

Mit 40 Jahren war Philippe Cattin an die Universität Basel berufen worden, um eine vom mäzenatischen Unternehmer Hansjörg Wyss gestiftete Professur für medizinische Bildanalyse auszufüllen. Gleich am Anfang hatte er 2007 ein Medical Image Analysis Center gegründet, dem er noch heute vorsteht und das, wie andere Einheiten (siehe Kasten), nun Teil des DBE geworden ist. Für seine Aufgabe ist Cattin bestens qualifiziert: An der ETH hatte er in Robotik doktoriert und anschliessend in Elektrotechnik und im Computer Vision Labor geforscht. «Eine ideale Kombination für meine heutige Aufgabe», sagt Cattin. Seine Laufbahn könnte als Vorbild dienen. Nach einer Lehre als Physiklaborant bei der ABB in Baden hatte er über die Fachhochschule den Weg in die ETH gefunden – und war immer Spitze gewesen. Vom Lehrabschluss über den Bachelor bis zum Master an der ETH gewann er zu jeder Prüfung einen Preis im ersten Rang. Von Lehre und Handwerk profitiert er noch immer: «Ich stelle mir gern ab und zu ein benötigtes Teil selber her.»

In verschiedenen Projekten wird in Cattins Feld nach Möglichkeiten gesucht, Therapien mit gleichzeitiger Bildgebung zu stützen und räumliche Orientierung zu verschaffen. Man versucht etwa durch Modellierung von durch Atmung bewegter Organe Eingriffe präziser und zum Beispiel Bestrahlungen ärmer an Kollateralschäden zu machen. Andererseits sind verschiedene Projekte mit Partnern an den Spitalern am Laufen, die sich mit raffinierten Bildgebungsmethoden etwa dem Rückenmark, den Problemen kindlicher Lungen oder geschädigten Nervenzellen zuwenden. So besteht eine enge Verbindung mit der Gruppe für medizinische Bildanalyse, die in der zum Universitätsspital gehörenden MIAC AG Weltruf in der Beurteilung von Multiple-Sklerose-Bildern erlangt und hochpräzise Werkzeuge geschaffen hat. Diese Gruppe ist an vielen klinischen Studien von MS-Medikamenten beteiligt.

Starker Partner im DBE und für frühen Schub verantwortlich ist der Kieferchirurg Hans-Florian Zeilhofer. Er hatte schon nach seiner Ankunft aus München mit Techniken experimentiert, die bei Eingriffen bessere Orientierung verschaffen, und Projekte vorangetrieben, die chirurgische Probleme lösen halfen. Bereits 2004 gründete Zeilhofer als Pionier ein Hightech Research Center HFZ am Unispital. Der Bayer hatte schon berufsbedingt gute

Beziehungen zur Medtech-Branche. Im HFZ wurde an der Entwicklung von Robotern gearbeitet und die Idee verfolgt, Laser als Präzisionsschneider für Knochen zu verwenden. Ein Roboter namens «Carlo» (Computer Assisted Robot-guided Laser Osteotome), der präzise Knochenfragmente nach Plan schneiden kann, wird gegenwärtig von der Spin-off-Firma AOT marktreif gemacht. Neben dem Laserphysiker Alfredo Bruno und dem Chirurgen Philipp Jürgens gehören auch Cattin und Zeilhofer zu den Gründern. Das System eines von einem Roboter gesteuerten Laser-Knochenschneiders soll nun in einem «MIRACLE» getauften Forschungsprojekt so miniaturisiert werden, dass es sich für minimal invasive «Knopfloch»-Einsätze eignet. Das ebenfalls von Philippe Cattin und Hans-Florian Zeilhofer geleitete Projekt wird über fünf Jahre von der Werner-Siemens-Stiftung mit 15,2 Millionen Franken unterstützt. Erforscht werden soll im Projekt auch, wie man Knochendefekte durch im 3-D-Drucker hergestellte Metallstrukturen decken könnte.

In Allschwil geht die Saat früher Initiativen auf. Das Department of Biomedical Engineering kann seine Herkunft auf die Gründung eines Schwerpunkts Klinische Morphologie und Biomedical Engineering CBME in der Medizinischen Fakultät 2005 zurückführen, ein Jahr nach Zeilhofers HFZ-Start. Kurz darauf hatten die Medtech-Unternehmer Hansjörg Wyss (damals Synthes) und Thomas Straumann jeweils eine Professur gestiftet. Cattin startete als Wyss-Professor mit Bildanalyse, den Straumann-Lehrstuhl für Materialwissenschaften in der Medizin übernahm Bert Müller und gründete das Biomaterials Science Center. Beide sind nun Mitglied des DBE. 2014 beschloss die Universitätsleitung ein Department of Biomedical Engineering und damit einen Medtech-Schwerpunkt mit Potenzial industrieller Ausgründungen zu schaffen. Dass dies im Schweizer Innovationspark Nordwestschweiz in Allschwil startet, hat viel Logik in sich.

In Allschwil sind nun die neuen Labors gleich neben dem kreativ gestapelten Firmensitz der Actelion bezogen. Vorerst über 60 Köpfe werden hier auf 3000 Quadratmetern neuer Infrastruktur forschen und entwickeln. Weitere Professuren werden geschaffen, bereits drei Firmen sind als Spin-offs entstanden. Gut möglich, dass dieser Start als Glücksfall in die regionale Geschichte eingehen wird. ■

Belohnung später

Sozial- psychologie fördert nachhaltiges Verhalten.

1 Kilogramm Rüeblli kostet 2.40 Franken; Bio-Rüeblli 4.40 Franken. Warum freiwillig mehr Geld ausgeben für etwas, das erst in ferner Zukunft nützt? An der Fakultät für Psychologie wird mit Methoden aus der Sozialpsychologie und der klinischen Psychologie untersucht, wie sich nachhaltiges Verhalten fördern lässt.

Innovatives didaktisches Konzept

Im laufenden Semester findet an der Fakultät für Psychologie zum zweiten Mal das Seminar «Psychologie im Dienste der Nachhaltigkeit» statt. Während zwei Semestern erarbeiten sich die Studierenden hier Wissen über Nachhaltigkeitspsychologie. Erst im Seminarraum, dann im Feld. Judith Tonner ist wissenschaftliche Assistentin an der Abteilung Sozialpsychologie und leitet das Seminar zusammen mit den Professoren Rainer Greifeneder und Jens Gaab. Nach der Methode des problemorientierten Lernens eignen sich die Studierenden im ersten Semester durch die Lösung fiktiver Fallbeispiele im Bereich Nachhaltigkeit wichtige Konzepte und Methoden zur Verhaltensänderung an.

Gesellschaft profitiert schon jetzt

Im zweiten Semester bearbeiten die Studierenden in Gruppen konkrete Praxisfälle. Service Learning heisst diese Methode. Dabei profitieren soziale Institutionen vom Fachwissen und der Arbeitskraft der Studierenden und diese wiederum sehen unmittelbar den Nutzen ihrer Fähigkeiten. Aktuell unterstützt zum Beispiel eine Gruppe die Verwaltung eines ehemaligen Industrieareals in Basel im Prozess zur autarken Energieversorgung. Finanziell wird die Veranstaltung gefördert durch die Schweizerische Universitätskonferenz (SUK), die Stiftung Mercator Schweiz und die Fakultät für Psychologie. ■

LSD

Zurück an Hofmanns Wirkstätte.



Matthias Liechti ist Professor für Innere Medizin und klinische Pharmakologie an der Universität Basel und Leiter der Forschungsgruppe Psychopharmakologie des Universitätsspitals Basel. Seine Gruppe erforscht insbesondere den Wirkmechanismus und die Pharmakologie psychoaktiver Substanzen.

Nach über vier Jahrzehnten ohne Versuche mit menschlichen Probanden wird in Basel wieder mit LSD geforscht. Die Probanden einer Studie, die Forscher um Prof. Matthias Liechti am Universitätsspital Basel durchgeführt haben, schilderten nach der Einnahme von 200 Mikrogramm Lysergsäure-diethylamid neben angenehmen Wahrnehmungsveränderungen auch Gefühle des Glücks, des Vertrauens und der Nähe zu anderen. Ängste oder Stress traten hingegen nur selten und schwach auf. Fachleute erhoffen sich vom gezielten Einsatz der psychoaktiven Substanz in Kombination mit Psychotherapie neue Perspektiven für Patienten, bei denen die psychotherapeutische oder medikamentöse Behandlung erfolglos geblieben ist. Pilotstudien zeigten, dass schwer traumatisierte Patienten oder Patienten mit lebensbedrohlichen Erkrankungen unter der Wirkung von LSD ihren Ängste gegenüber treten können, ohne von ihnen überwältigt zu werden; das psychische Leid wird gemindert, die Zuversicht gestärkt.

Als der Schweizer Chemiker Albert Hofmann 1943 die aus dem Mutterkornpilz gewonnene Substanz erstmals an sich testete, wurde ihm das psychotherapeutische Potenzial von LSD schnell bewusst. In den 1950er- und 60er-Jahren meldeten Wissenschaftler weltweit positive Ergebnisse von Tests an Patienten. Doch in der UNO-Konvention über psychotrope Substanzen wurde das Psychopharmakon 1971 als besonders gefährliche Drogen eingestuft und die Forschung praktisch unterbunden.

Eine Rückkehr in die Labors ermöglichen nun moderne neurophysiologische und bildgebende Methoden, die erlauben, die Wirkung von LSD auf das Gehirn zu untersuchen. An der Wirkstätte Albert Hofmanns konnte Matthias Liechti zeigen, dass LSD während der Wirkdauer die Informationsverarbeitung im Gehirn verändert, und zwar in ähnlicher Weise wie bei Patienten mit Schizophrenie. So könnten diese und andere psychische Krankheiten künftig besser erforscht werden. ■

Josef und die Spekulanten.

Text: Prof. Dr. Heinz Zimmermann

Der Terminwarenhandel ist oft Gegenstand öffentlicher Debatten:
Wie weit geht unternehmerisches, kommerzielles Handeln –
und wann beginnt die Spekulation?



Heinz Zimmermann ist Professor für Finanzmarkttheorie an der Universität Basel. Seine neusten Arbeiten beschäftigen sich u. a. mit der Rolle von Spekulation und Lagerhaltung auf Commodity-Futures-Märkten.

Josefs Deutung von den Träumen des Pharaos bewahrte Ägypten vor einer Hungersnot: In den sieben fetten Jahren wurde Getreide in grossen Mengen gespeichert, damit es in den darauffolgenden mageren Jahren an die hungernde Bevölkerung verkauft – und nicht abgegeben, wie man gelegentlich im Religionsunterricht lernt – werden konnte. Da man über den Preis, zu dem das Getreide in den fetten Jahren abgekauft und in den mageren Jahren verkauft wurde, in den Quellen nichts erfährt, bleibt die ökonomische Dimension der Bibelstelle im Dunkeln. Zudem besass Josef offenbar ein staatliches Monopol für die Lagerung und den Handel von Getreide. Termingeschäfte werden nicht erwähnt, obwohl diese in Form von Getreidekrediten bereits verbreitet waren.

Was wäre anders, wenn an die Stelle von Josefs Vorsehung und Monopol ein kompetitives Markt-system treten würde? Die Betreiber von Lagerhäusern würden in Erwartung eines Engpasses das Getreide nur dann jahrelang speichern, wenn der erwartete Preis sie für die Kapitalbindung und die Lagerkosten entschädigt. Aber im Unterschied zu Josef sie sind einem Preisrisiko ausgesetzt, ebenso wie die Brotbäcker, die in der Unsicherheit leben, zu welchem Preis sie das Getreide in den mageren Jahren kaufen können. Diese Unsicherheit könnte, zumindest was das Preisrisiko betrifft, durch Termingeschäfte aus der Welt geschafft werden: Die Lagerverwaltung verpflichtet sich, das

gespeicherte Getreide in ein, zwei oder drei Jahren heute zu fixierten Preisen zu verkaufen, den Terminpreisen. Bei Erwartung schlechter Ernten wird die Terminpreiskurve ansteigen, um so den Anreiz zu erzeugen, den Weizen einzulagern und der erwarteten Knappheit entgegenzuwirken. Für die Brotbäcker und die Konsumenten ergibt sich damit die Möglichkeit, Getreide und Brot zu einem wohl höheren, aber gesicherten und damit planbaren Preis zu kaufen. Wäre die Knappheit gegenwärtig und würden bessere Zeiten erwartet, läge der heutige Preis über den zukünftigen Terminpreisen und die Händler hätten einen Anreiz, ihre Lager zu leeren.

Die Bibelstelle zeigt: Unter perfekter Voraussetzung und staatlichem Monopol benötigt die Gesellschaft keinen Terminmarkt, um Güter von einer Zeitperiode des Überflusses in eine Periode der Knappheit überzuführen. Aber in einem Wettbewerbssystem mit unsicheren Preiserwartungen und dezentraler Entscheidungsbildung erfüllt der Terminmarkt eine Absicherungsfunktion gegenüber Fehlerwartungen, aber auch eine Koordinationsaufgabe. Der Terminmarkt bildet Preise für unterschiedliche zukünftige Lieferdaten, und der Unterschied dazwischen – die sog. Terminpreiskurve – zeigt den Akteuren, wie die Lager zu verändern sind. So erstaunt es nicht, dass bei aktuellen Entwicklungsprojekten zur Versorgungssicherheit den Investitionen in den Aufbau von Lagerkapazitäten und organisierten Terminmärkten sowie der

dafür erforderlichen Infrastruktur eine hohe Priorität zukommt. Ausser für die Lagerhaltung liefern Terminkurse wichtige Signale zur Planung zukünftiger Produktionskapazitäten.

Doch weshalb ist der Warenterminhandel immer wieder Gegenstand öffentlicher Debatten? Drei Dinge sind für die öffentliche Meinung von entscheidender Bedeutung. Erstens: Es gibt nicht bloss «den» Terminkontrakt, sondern eine unübersehbare Vielfalt börsengehandelter und ausserbörslicher Kontrakte sowie daraus abgeleitete Anlageprodukte, die nicht immer einfach zu verstehen sind. Am wichtigsten sind die Futureskontrakte. Dies sind standardisierte Terminkontrakte, welche an eigens dafür konzipierten Börsen gehandelt werden und in der Regel keinen unmittelbaren physischen Bezug zur gehandelten Ware erfordern, sondern auf den Ausgleich von Preisschwankungen fokussiert sind. Der Börsenhandel erschliesst die Kontakte einem breiten Publikum mit unterschiedlichsten Handelsmotiven und ermöglicht einen liquiden und transparenten Markt.

Zweitens: In Josefs Geschichte ist nur von kommerziellen Akteuren die Rede, Lagerhäusern und Brotbäckern, zu denen auch die Produzenten, Verarbeiter und Händler zu zählen wären. Ein Terminmarkt mit ausschliesslich kommerziellen Akteuren erscheint vielleicht als Idealfall, wäre jedoch kaum überlebensfähig resp. käme aufgrund des Ungleichgewichts zwischen Terminkäufen und -verkäufen gar nicht erst zustande. Betrachten wir Winterweizen: Hier beträgt das Verhältnis zwischen Käufen und Verkäufen von Futures rund 1 zu 3 (Zeitraum 2006–2014), d.h. die überwiegende Zahl der kommerziellen Marktteilnehmer sichert sich durch Verkäufe gegen fallende Weizenpreise ab. Aber es werden Akteure benötigt, welche das Ungleichgewicht durch Terminkäufe auffangen – Akteure ohne kommerzielles Interesse an Weizen: Spekulanten. Doch wer ist dies konkret? Hedge Funds mit einem grossen Risikoappetit? Pensionskassen, welche in ein Rohstoffindexzertifikat investieren? Aber handelt nicht auch ein Unternehmer spekulativ, wenn er in Erwartung steigender Preise seine Produkte im Lager behält? Oder wird eine Sache erst zur Spekulation, wenn die kommerzielle Absicht fehlt? Speicherte Josef das Getreide in kommerzieller oder spekulativer Absicht?



Angebot und Nachfrage nach Weizenfutureskontrakten, USA.
Ausstehende Kontrakte in Prozenten, 2006–2014 Winterweizen (SRW), Quelle CFTC.

- Nicht-Kommerziell
- Index-Investitionen
- Kommerziell
- Kleininvestoren

«Bei Erwartung schlechter Ernten wird die Terminpreiskurve ansteigen, um so den Anreiz zu erzeugen, den Weizen einzulagern.»

Heinz Zimmermann

«Handelslimiten sind so alt wie die Börsen selbst und verfolgen durchaus den Zweck, übermäßige Spekulation einzuschränken.»

Heinz Zimmermann

Unklare, unscharfe oder emotional vorbelastete Begriffe bilden die dritte Kategorie der meinungsbildenden Faktoren. Der Weg vom Spekulationsverbot mit Warenterminkontrakten zum Imperativ «mit Essen spielt man nicht» ist kurz und wird in Ermangelung klarer Vorstellungen zum Begriff der Spekulation kaum hinterfragt. Spekuliert ein Händler, wenn er sein Lager durch den Verkauf von Futures absichert? Wohl nicht. Und wenn er es nicht absichert? Dann wäre es logisch, ihn als Spekulanten zu bezeichnen. Korrekt – und man sieht, dass es mitunter der Verzicht auf die Verwendung von Finanzinstrumenten ist, der sich spekulativ auswirkt.

Ob im ökonomischen Sinn «spekuliert» wird oder nicht, lässt sich ohne Kenntnis des ökonomischen Kontexts eines Akteurs meistens gar nicht feststellen. Dies erklärt auch, dass die US-Aufsichtsbehörde lediglich kommerzielle und nicht-kommerzielle Positionen (und neuerdings Indexpositionen) unterscheidet, aber den Begriff der Spekulation vermeidet. Für den US-Winterweizen sind die nicht-kommerziellen Positionen (institutionelle Investoren wie Fonds, Banken und Pensionskassen) zwischen Terminkäufen und -verkäufen wertmässig ziemlich ausgeglichen, sodass das oben erwähnte kommerzielle Ungleichgewicht durch die verbleibenden Akteure ausgeglichen wird, vor allem durch die Gruppe der Indexinvestoren. Was tun diese? Im Unterschied zur klassischen Spekulation investieren diese aus Diversifikationsgründen ins Rohstoffsegment, und zwar in diversifizierte, an einen Rohstoffindex gebundene Anlagen. Dadurch werden die Rohstoffrisiken breiter gestreut, was die Absicherungskosten reduziert. Indexierte Anlagen erlebten mit der aufkommenden Tiefzinsphase einen Aufschwung. In der gleichen Zeit sind die Weltmarkt-

preise verschiedener Nahrungsmittel massiv gestiegen, woraus die alte Debatte über die schädlichen Auswirkungen der «Warenterminspekulation» neu entfacht wurde – auch in der wissenschaftlichen Forschung. Eine neue Metastudie zu einhundert neueren Arbeiten kommt jedoch zum Schluss, dass ein systematisch schädlicher Einfluss empirisch nicht nachzuweisen ist.

Die heutige Debatte ist keineswegs neu: Im deutschsprachigen Raum bildete das Verbot des Getreideterminingschäfts 1896 den Schlusspunkt einer jahrelangen Debatte, «deren Beantwortung durch die Gesetzgebung stets mehr von Rücksichten auf den augenblicklich im Volke herrschenden «Glauben» als von Resultaten wissenschaftlicher Erkenntnis erfolgt ist», wie es August Fröchtling in einem Aufsatz 1909 formuliert. Noch deutlicher drückten sich die Professoren Max Weber und Gustav Cohn als vormalige Mitglieder der Börsenkommission aus, welche die Einschränkungen und Verbote gerade als «Ausfluss irre geleiteter Masseninstincte» bezeichneten. Was war geschehen? Im Zuge der Globalisierung des Getreidehandels ist die Einfuhr aus Übersee trotz erhöhter Zölle massiv angestiegen, was zu tieferen Preisen und einer Erhöhung der Preisschwankungen führte. Die Agrarier machten den Terminhandel dafür mitverantwortlich und setzten sich gegenüber den Kapitalisten politisch durch. Aber die erhoffte Preisstabilisierung blieb aus, der fehlende Risikotransfer zwischen Produzenten und Konsumenten destabilisierte die Getreidepreise derart, dass schon im April 1900 der Markt wiedereröffnet wurde. Aber die Wiederbelebung scheiterte, die ehemals führende Getreidebörse verlor ihre überregionale Bedeutung.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen dreht sich die heutige Diskussion weniger um Verbote als um die Einführung strengerer Positions- und Handelslimiten für nicht-kommerzielle Akteure. Limiten sind so alt wie die Börsen selbst und verfolgen durchaus den Zweck, übermäßige Spekulation einzuschränken. Dabei ging es aber stets um den Schutz des Marktmechanismus vor kriminellen Handlungen seiner Akteure, vor allem der Kursmanipulation, und nicht um den Ausschluss bestimmter Akteure aufgrund vermeintlich unethischer Handelsmotive. Darin liegt ein entscheidender Unterschied gegenüber der aktuellen Debatte. ■



**Söldnerwesen
Alltag und Nöte.**

Der Solddienst war ein gewichtiger wirtschaftlicher und politischer Faktor in der Eidgenossenschaft der Frühen Neuzeit. Über die an diesem Geschäft beteiligten Söldner aber, welche die Strapazen und Gefahren in der Fremde auf sich nahmen, ist bisher nur sehr wenig bekannt. Mit «Kämpfen um Sold» begibt sich Benjamin Hitz, Assistent am Lehrstuhl für Spätmittelalter und Renaissance der Universität Basel, auf die Spuren von Söldnern in Luzerner Kompanien des 16. Jahrhunderts. Er beschreibt ihren soldatischen Alltag und ihre wirtschaftlichen Nöte sowohl im Feldzug selbst als auch in der Zeit danach, als viele von ihnen noch ausstehende Soldguthaben bei ihren Hauptleuten einklagen mussten. Das Buch macht den Solddienst als ein an sich unbestrittenes, aber dennoch heftig umstrittenes Geschäft mit eigener ökonomischer Logik fassbar. ■

Benjamin Hitz:
Kämpfen um Sold.
Eine Alltags- und
Sozialgeschichte schweizerischer Söldner in der
Frühen Neuzeit.
Böhlau Verlag, Köln 2015,
385 Seiten, 68.– Fr.



**Namensforschung
Vom Zweitnamen zum
Familiennamen**

Heute besitzt man normalerweise zwei Namen: einen Vor- und einen Nachnamen. Im 12. Jahrhundert werden Personen nördlich der Alpen meist nur mit einem Rufnamen genannt, im 15. Jahrhundert wird dem Rufnamen stets ein zweiter Name hinzugefügt. Dieser entwickelte sich zum Familiennamen, was zu einigen Fragen sowohl theoretischer als auch kulturhistorischer Natur führt: Wie kann man beispielsweise den sprachlichen Forschungsgegenstand «Familiennamen» für eine historische Untersuchung überhaupt methodisch erfassen? Was macht ein bestimmtes Sprachzeichen zum Familiennamen und ist eine Veränderung im Personennamensystem lediglich ein Symptom eines übergeordneten Wandels? Das Buch konzentriert sich auf den Raum Basel als exemplarische, mittelgrosse nordalpine Stadt des Mittelalters. Es versucht, die genauen Wege, Formen und Mechanismen der Entfaltung von Zweitnamen zu Familiennamen und deren Verflechtungen zu anderen medialen Repräsentationen von Verwandtschaftsgruppen wie Wappen und Siegeln sichtbar zu machen. ■

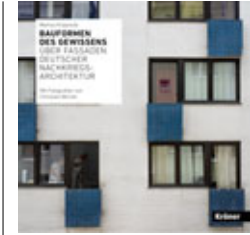
Jürgen Mischke:
Familiennamen
im mittelalterlichen Basel.
Kulturhistorische
Studien zu ihrer Entstehung
und zeitgenössischen
Bedeutung.
Schwabe Verlag, Basel 2015,
422 Seiten, 3 Grafiken,
58 Abbildungen, 48.– Fr.



**Zeitgeschichte
Verständnis für
aktuelles Recht**

Nach seinen Lehrbüchern zum Strafrecht Besonderer Teil und zum Strafprozessrecht legt der Basler Strafrechtslehrer Mark Pieth nun ein Buch zur Strafrechtsgeschichte vor. Das neue Studienbuch unterscheidet sich von weiteren deutschsprachigen Rechtsgeschichtswerken dadurch, dass es in jeder Phase Bezüge zur allgemeinen geschichtlichen Entwicklung, zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und zur Geistesgeschichte herstellt. Darauf aufbauend wird jeweils das Menschenbild erörtert, das sich im Bild des Delinquenten widerspiegelt. Dann werden materielles Strafrecht, Strafprozessrecht und Sanktionenrecht der jeweiligen Epoche in den weiteren Kontext gestellt. Ziel des Werks ist das bessere Verständnis des aktuellen Rechts. Daher bemüht sich der Autor insbesondere auch um eine breite Darstellung der Zeitgeschichte. Das Buch deckt den gesamten deutschsprachigen Raum ab, enthält aber in jeder Phase Vertiefungen zum Schweizer Recht. ■

Mark Pieth:
Strafrechtsgeschichte.
Helbling Lichtenhahn Verlag,
Basel 2015,
150 Seiten, 48.– Fr.



**Fassadengestaltung
Deutschlands
Seelenzustand in der
Nachkriegszeit**

Seit Cicero heisst es, das Antlitz spiegele die Seele. Wenn die Fassade das Gesicht des Hauses ist, kann man davon ausgehen, dass in Analogie dazu die Oberflächen neuer und wiederhergestellter Bauten, insbesondere nach 1945, eine aufschlussreiche Wechselwirkung zwischen der architektonischen Erscheinung und dem «Seelenzustand» Deutschlands abbilden. Ausgehend vom kulturellen Res(e)nt in der sogenannten Stunde Null geht der Essay in beschreibender, erforschender und analytischer Perspektive der Entsprechung zwischen der Fassadengestaltung in der Nachkriegszeit und der Lage der Nation um 1950 nach. Aus welchen Gründen, jenseits billiger Baustoffe, formen sich die Fassaden deutscher Städte in jenen Ausprägungen, die man heute als eigenartig bis verstörend einzustufen geneigt ist? Warum werden manche Innenstädte, vor allem in Westdeutschland, im Wiederaufbau weitestgehend verkachelt, sodass das wiedererrichtete Stadtbild einem nach aussen gekehrten Badezimmer gleicht? Was lässt sich von solchen abwaschbaren Orten, beispielsweise in Köln, ablesen? ■

Markus Krajewski (Autor),
Christian Werner (Fotograf):
Bauformen des Gewissens.
Über Fassaden deutscher
Nachkriegsarchitektur.
Alfred Kröner Verlag,
Stuttgart 2015, 220 Seiten,
80 Farbfotografien,
ca. 30.– Fr.

Vom Biozentrum ins Silicon Valley.

Text und Foto: Matthias Geering

Point San Bruno Park ist ein exponierter Ort: Von der San Francisco Bay weht der kräftige Wind zum Festland, ein paar Meilen südlich starten die Jets vom International Airport in alle Richtungen dieser Welt. Eine geschwungene Strasse führt zu diesem Aussichtspunkt mit seinen Spazierwegen und Parkbänken, und nicht ganz zufällig heisst diese Strasse DNA Way: Hier in South San Francisco liegt der Hauptsitz von Genentech, einer Tochter von Hoffmann-La Roche. Und am 1 DNA Way, im Genentech Building #12, hat Nico Ghilardi seinen Arbeitsplatz.

Ein kleines Büro: Der Schreibtisch ist belegt mit Computer und wissenschaftlichen Dossiers. Im Regal stehen Fachbücher zur Immunologie, daneben ein Velohelm und eine Trinkflasche. An den Wänden Bilder, die Nico in den Bergen, beim Sport zeigen. Der Blick über die hohe Brüstung durch das eher kleine Fenster ist nicht besonders attraktiv: Immergrüne Büsche, Parkplätze, die Vorfahrt. Auf der anderen Seite des Gangs, in den Räumen mit Blick auf die San Francisco Bay, sind die Labors untergebracht. Das ist für Nico Ghilardi «ganz o.k.». Denn längst tickt er so wie die meisten hier im Silicon Valley: Er ist nicht dazu angestellt, die Aussicht aus dem Fenster zu geniessen, sondern arbeitet hart und fokussiert auf ein klares Ziel hin.

Nico Ghilardi wächst im Baselbieter Leimental auf und besucht in Oberwil das Gymnasium. Am Biozentrum der Universität Basel studiert er Molekularbiologie und wird von seinen Professoren Werner Arber, Walter Gehring und Gottfried Schatz für seine Disziplin begeistert. 1994 trifft er auf jenen Mann, der

seine Laufbahn entscheidend prägen wird. «Ich wollte meine Doktorarbeit im Bereich der Molekular- und Zellbiologie machen», erinnert sich Ghilardi, «und ich habe mit Radek Skoda einen Betreuer gefunden, der viel mehr war als nur ein Doktorvater.» Professor Radek Skoda, heute Leiter des Departements Biomedizin der Universität Basel, forschte damals im Biozentrum. Und wenn sich Nico Ghilardi an jene Zeiten erinnert, wird er beinahe sentimental: «Radek hat mich unglaublich unterstützt und gefördert. Wenn ich nicht weiterkam, konnte ich ihn jederzeit anrufen, auch nachts, und er kam mir im Labor zu Hilfe.» Schon während seiner Doktorarbeit publiziert er zusammen mit Radek Skoda fünf Papers in wichtigen Journals.

Es war Radek Skoda, der seinem klugen, ehrgeizigen Studenten die Post-Doc-Stelle bei Genentech in South San Francisco vermittelt. 1999 fliegt Nico Ghilardi nach Kalifornien und beginnt, seinen Traum einer Karriere im Silicon Valley zu verwirklichen. Der Anfang war nicht einfach: «Wenn du mit zwei Koffern und ohne Geld in den Taschen hierhin kommst, dann musst du zuerst alles beweisen: dass du ein vorsichtiger Autofahrer bist. Oder dass du deine Rechnungen bezahlst.» Trotzdem fühlt er sich rasch wohl hier, denn die hiesige «I can do it»-Mentalität entspricht seinem Naturell. Er weiss, dass das kein leichtes Spiel sein wird. «Gratis gibt es hier nichts, aber wer bereit ist, ganz unten anzufangen und hart zu arbeiten, der hat hier die Möglichkeit, sich einen guten Lebensstandard und den Respekt seiner Kollegen zu verdienen.» Ausgezeichnete Forscher aus aller Welt wollen hier Karriere

machen, und drei lokale Universitäten von Weltruf (Stanford, UCSF, UC Berkeley) sorgen für zusätzliche Konkurrenz. Also muss man hier umso härter um den Erfolg kämpfen. Für Nico Ghilardi geht die Rechnung auf: 2003 wird seine befristete Anstellung in ein festes Engagement umgewandelt, und heute bekleidet er die Position eines Associate Director und Senior Scientist im Departement für Immunologie.

Seine Erfahrungen aus 16 Jahren Genentech gibt er weiter, als er im April 2015 in San Francisco vor ein paar Dutzend jungen Schweizer Postdocs von seinem Weg erzählt und seine Leitsätze formuliert: «Geh nur dann in die Wissenschaft, wenn es deine Leidenschaft ist – einfaches Geld ist hier nicht zu verdienen.» – «Schau, dass du genügend Frustrationstoleranz hast. Der Weg an die Spitze ist nicht einfach, du musst die Fähigkeit haben, Niederlagen zu verdauen.» – «Arbeite so hart, wie du nur kannst, geh ins beste Labor und arbeite mit den besten Leuten. Von ihnen kannst du am meisten lernen.» Nach seinem Referat sind die Schweizer Postdocs zuerst einmal schweigsam, stellen sich Nico Ghilardi vor und tauschen Visitenkarten aus. Die Bewunderung ist gross. «Wenn hier im Silicon Valley auf deiner Visitenkarte «Scientist» steht», sagt ein junger Forscher andächtig, «dann hast du es wirklich geschafft.»

Als Senior Scientist bei Genentech hat Nico Ghilardi das Privileg, 20 Prozent seiner Arbeitszeit der Grundlagenforschung widmen zu dürfen. Dabei konzentriert er sich im Moment auf das Feld der Mikrobiota, jener etwa 100 Billionen

Nico Ghilardi

Gymnasium in Oberwil/BL, Studium am Biozentrum der Universität Basel, und dann zu Genentech nach San Francisco: Seit 16 Jahren zeigt Nico Ghilardi's Karriere im Silicon Valley steil nach oben – dank wissenschaftlicher Exzellenz und harter Arbeit.



«Arbeite so hart, wie du nur kannst, geh ins beste Labor und arbeite mit den besten Leuten. Von ihnen kannst du am meisten lernen.»

Nico Ghilardi

Bakterien, die den menschlichen Körper bewohnen, zusammen mehr als ein Kilogramm wiegen und erstaunlicherweise von unserem Immunsystem ignoriert werden. 23 Publikationen auf diesem und anderen Forschungsgebieten hat er in den vergangenen fünf Jahren veröffentlicht. «In diesem Job kann ich mit den klügsten und besten Leuten aller Disziplinen zusammenarbeiten und einen Beitrag zur Grundlagenforschung leisten», sagt Nico Ghilardi. «Gleichzeitig bin ich an der Entwicklung von Medikamenten beteiligt, die möglicherweise die Lebensqualität und die Gesundheit von Patienten massiv verbessern werden.» Letzteres ist eine grossartige Herausforderung, denn «die tief hängenden Früchte sind längst gepflückt, und heute ist es aus mehreren Gründen sehr schwierig geworden, grundlegend neue Wirkstoffe zu entwickeln. Wenn es mir gelingen würde, in meiner ganzen Karriere auch nur einen einzigen Wirkstoff aus meinem Labor zur Marktreife zu bringen, dann wäre das ein fantastischer Erfolg.»

Gegen Abend, wenn der Wind über der San Francisco Bay abflaut, nimmt Nico Ghilardi seinen Fahrradhelm, schwingt sich aufs Rad und fährt nach Hause, in die Hügel des Silicon Valley. Dass er für den Verzicht aufs Auto von Genentech pro Tag 12 Dollar bekommt, ist dabei Nebensache. Motivation ist die nächste Herausforderung: Zusammen mit fünf Kollegen trainiert er für eine Schwimm-Staffel im Lake Tahoe, und da will er natürlich fit sein. Denn im Sport gilt das Gleiche wie in der Wissenschaft: Gratis gibt es nichts, und es zählt in erster Linie die Leistung. ■

Ausgezeichnet

Internationale Designpreise für die Universität Basel.

Das neu gestaltete Erscheinungsbild der Universität Basel gewinnt zwei der renommiertesten internationalen Designpreise: den «Red Dot Award: Communication Design 2015» für beste Kampagnen und Kreativlösungen und den «German Design Award 2016», bei dem nur solche Projekte ausgezeichnet werden, die in der deutschen und internationalen Design-Landschaft wegweisend sind.

Zur Festigung ihrer universitären Topposition im internationalen Wettbewerb, zur Sicherstellung von Zukunftsfähigkeit und Attraktivität, aber auch im Wissen um ein gewandeltes Selbstverständnis im gesellschaftlichen Kontext hat die Universität Basel 2014 entschieden, ihr Erscheinungsbild zu überprüfen und ein eigenständiges Profil – eine Marke – entwickeln zu lassen.

Die Basler Designagentur NEW ID begleitet diesen Prozess von Anfang an – mit der Entwicklung des Corporate Designs und dessen Anwendungen in Corporate Communications, Publikationen, E-Kommunikation, Social Media und vielem mehr. «Universität Basel»/»University of Basel» wird Dachmarke. Sie bekommt ein konsistentes, ganzheitliches und vor allem sichtbares Erscheinungsbild durch die neue Hausfarbe «Mint», die Modernisierung des von Karl Gerstner entworfenen Logos, die Verwendung einer profilierenden Schriftenkombination und ein klares, zeitgenössisches Gestaltungssystem.

NEW ID, eine zehnköpfige Agentur aus dem Basler Rheinhafen, wurde 2000 gegründet und verantwortet – neben dem Erscheinungsbild der Universität Basel – auch das neue Design der SBB, die Signalistik im Olympiastadion in Peking oder, um in Basel zu bleiben, das Branding der Archäologischen Bodenforschung Basel. Jetzt wurden Universität Basel und NEW ID für Strategie und überragende Gestaltung mit einem «Red Dot Award: Communication Design 2015» und dem «German Design Award 2016» belohnt. ■



reddot award 2015
winner



Netzwerk

AlumniNANO gegründet.

Tobias Appenzeller über seine Motivation, Alumni der Nanowissenschaften zu vereinen.



Tobias Appenzeller hat an der Universität Basel Nanowissenschaften studiert und will seine Erfahrungen nun im Rahmen des neu geschaffenen Netzwerkes weitergeben.

«Meine Motivation, AlumniNANO aufzubauen, hatte anfangs zwei Gründe: Einerseits wollte ich den Kontakt zu meinen Kommilitonen nicht verlieren, sobald wir aus dem bestehenden Netzwerk des Nanovereins und des Universitätslebens austreten. Andererseits dachte ich, dass die ehemaligen Studierenden gute Tipps haben, um das Beste aus dem Nanostudium herauszuholen. Dieses Wissen wollte ich an die neuen Studierenden weitergeben.

Am Ende meines Bachelorstudiums unternahm ich die ersten Schritte für die Gründung von AlumniNANO, schob dann aber ein Zwischensemester ein und legte das Projekt erst mal auf Eis. Ein Jahr später kam ein Kollege völlig «Alumni-begeistert» von einem Auslandsaufenthalt an der Princeton University zurück. Ich habe mich von der Begeisterung anstecken lassen und nahm das Projekt wieder in die Hand.

Ein Alumni-Netzwerk stellt einen unschätzbaren Wert bei der Arbeitssuche dar. Es bietet Inspiration, Ideen, Tipps und Hilfe, um nach dem Studium den Einstieg ins Arbeitsleben zu meistern. Gerade weil sich die Nano-StudentInnen nach Abschluss des Studiums in viele verschiedene Berufszweige verteilen, ist eine gemeinsame, verbindende Plattform von unschätzbarem Wert. Diese Plattform wurde mit AlumniNANO geschaffen. Ich bin neugierig auf die vielfältigen Begegnungen und freue mich auf Interessierte, die AlumniNANO beitreten möchten.» ■

Kontakt: alumni-nano@unibas.ch

Wichtige Botschafter.

Rektorin Andrea Schenker-Wicki über die Bedeutung der Alumni für die Universität Basel



AlumniTalk

Bist du noch Mensch oder schon Cyborg?

Unter diesem mysteriösen Titel lud AlumniBasel an der Uni-Nacht 2015 zum Gedankenaustausch in das Dozentenzimmer ein. Zahlreiche interessierte Gäste fanden sich ein, um in der ersten Session zu hören, was das illustre Podium – bestehend aus den Alumni Katharina Bochsler, Martin R. Dean, Javier Andrés Bargas-Avila, den beiden «Avenue.jetzt»-Herausgebern Corinna Virchow und Mario Kaiser sowie dem Zürcher Literaturprofessor Philipp Theisohn – über das Phänomen Cyborgs zu sagen hatte. Angeregt worden war das Thema von den beiden Alumni Corinna Virchow und Mario Kaiser, die beide an der Universität Basel studiert und promoviert haben und jetzt eine neue Kulturzeitschrift namens «Avenue.jetzt» lancieren. Ein kühnes und mutiges Projekt, das schon jetzt internationale Beachtung und bedeutende Förderer gefunden hat. In der zweiten Session wurde das Thema «Geisteswissenschaften als Nicht-Lamento» diskutiert. Unter der versierten Moderation von Alumna Katharina Bochsler, zweifacher Gewinnerin des Prix Média, ging es äusserst kontrovers zur Sache. Insbesondere der (mit der Unterstützung von Basler Gönnern) aus Berlin eingeflogene Gast und Kommunikationsspezialist Richard Schütze, forderte mit seinen Thesen heraus. Alumnus Benjamin von Wyl, der Wissenschaftsjournalist Urs Hafner und nicht zuletzt die Grande Dame der Philosophie, die Basler Emerita Annemarie Pieper, parierten mit viel Verve und sorgten für einen spannenden Match. Mit grossem Applaus der zu so später Stunde noch zahlreich anwesenden Gäste endete der spannende, geisteswissenschaftliche Alumni-Talk – und eine erfolgreiche Uni-Nacht! ■

Alumni im Gespräch
Moderatorin Katharina Bochsler, Wissenschaftsredaktorin SRF; «Avenue.jetzt»-Herausgeberin Corinna Virchow und «Avenue.jetzt»-Herausgeber Mario Kaiser an den AlumniTalks.
Foto: Mario Metzler

ALUMNIBASEL: Welche Bedeutung haben die Alumni der Universität Basel für Sie?

ANDREA SCHENKER-WICKI: Sie sind unsere wichtigsten Botschafter in der Gesellschaft und tragen dazu bei, dass unsere Universität in der Wirtschaft und in der Gesellschaft gut verankert ist.

ALUMNIBASEL: Warum sollten Alumni mit ihrer Alma Mater in Verbindung bleiben?

SCHENKER-WICKI: In Basel forschen wir an den grossen Herausforderungen der Zukunft. Neben dem direkten Zugang zu neuem Wissen, zu unseren Wissenschaftlern und Studierenden haben die Alumni Zugang zu einem hochkarätigen Netzwerk, das sie beruflich, aber auch privat nutzen können.

ALUMNIBASEL: Wie wollen Sie sich persönlich für die Alumni einsetzen?

SCHENKER-WICKI: Ich werde mein Möglichstes tun, damit unsere Studierenden – die zukünftigen Alumni – während ihres Studiums bestmöglich unterstützt und beim Übertritt in die Berufswelt begleitet werden. Eine intensive Zusammenarbeit mit AlumniBasel ist mir dabei ein ganz besonderes Anliegen.

ALUMNIBASEL: Was wünschen Sie sich für die Zukunft?

SCHENKER-WICKI: Dass mehr Absolventinnen und Absolventen entdecken, was Ihnen die Universität Basel bietet, und das Angebot von AlumniBasel wahrnehmen. Dann freue ich mich darauf, möglichst vielen von Ihnen persönlich zu begegnen. ■





Ueli Mäder
ist Soziologe mit
Schwerpunkt
soziale Ungleichheit.
Er hält gerade
eine Vorlesung
zur «Soziologie
des Alltags».
Am 24.11.2015
erscheint sein Buch
«Geld und Macht
in der Schweiz».

Ueli Mäder

Caterina ist stolz darauf, eine Putzfrau zu sein – und wünscht sich einen Ferrari.

«Mit ihm tauchen wir in ihre Gedankenwelt ein. Und über sie erfahren wir, was er alles wissen will, was sie antwortet und sonst noch denkt.»

In meiner Kitteltasche steckt immer ein Buch. Jetzt ist es gerade ein «Büchlein», eine Reportage von Erwin Koch – mit dem Titel «Caterina». Sie erschien kürzlich im Weissgrund-Verlag. Das ist eigentlich kein wirklicher Verlag, sondern ein Zürcher Unternehmen, das Kommunikationsprojekte lanciert. Ein Absolvent unseres Seminars für Soziologie arbeitet dort. Vermutlich erhielt ich «Caterina» deshalb kostenlos zugestellt. Caterina ist gebürtige Italienerin und 44 Jahre jung. Sie lebt seit ihrer Geburt in Uster und arbeitet bei einer Sozialfirma als Reinigungsfachfrau. «Putzen ist eine Kunst, die nicht jeder kann», sagt sie am Samstag früh auf dem Weg zur Arbeit, der über Dübendorf nach Brütisellen führt. Caterina musste das zweifache Umsteigen üben. Heute zeigt sie dem Autor der Geschichte, der sie begleitet, wo es langgeht. Der promovierte Jurist ist ein renommierter Publizist. Caterina nimmt wahr, wie er auf ihrem T-Shirt «putzundglanz» liest. Mit ihm tauchen wir in ihre Gedankenwelt ein. Und über sie erfahren wir, was er alles wissen will, was sie antwortet und sonst noch denkt. Das ist Alltags-

soziologie. Hier dokumentiert sich szenisch viel Gesellschaftliches. Anfänglich schämte sich Caterina, in der blauen Arbeitskleidung unterwegs zu sein. Mittlerweile ist sie stolz darauf, eine «Putzfrau» zu sein. So nennt sie sich selbst. Sie kommt seit Jahren immer rechtzeitig zur Arbeit. Das ist ihr wichtig. Wie das Lob fürs gründliche Putzen und der Lohn. Caterina arbeitet sechzig Prozent und verdient monatlich zweitausendsechshundert Franken. Sie reinigt mit ihrer Kollegin Sanije zusammen ein halbes Unternehmen. Wenn sie sieht, wie jemand telefoniert, stellt sie den Staubsauger ab. Dann nimmt sie einen Lappen und poliert die Türklinke. Manchmal bekommt sie einen anerkennenden Blick. Aber kaum jemand grüsst sie mit ihrem Namen. Das ist auch an der Uni und im Seminar für Soziologie so. Wer weiss schon, wie das Reinigungspersonal heisst. Und was wünscht sich Caterina von einer guten Fee? «Einen Ferrari», sagt sie spontan und schmunzelt. «Aber wenn ich ehrlich bin, dann möchte ich zuallererst, dass alles so bleibt, wie es ist.» ■

Ausgewählte Veranstaltungen. Oktober 2015 – April 2016



4. November, 18.15 Uhr

Der Berg ruft. Gibt es eine universale Empathie allen gegenüber?

52. Aeneas-Silvius-Vorlesung von Prof. Dr. Hans-Dieter Mutschler, Zürich; Begrüssung: Prof. Dr. Dr. h.c. Andrea Schenker-Wicki, Rektorin der Universität Basel, Kollegienhaus der Universität, Hörsaal 102, 1. Stock, Petersplatz 1, Basel

13./14. November

International Conference on IP and the Life Sciences

This conference is a two days' event, 13. November 2015, 9.30–17.30 Uhr, 14. November 2015, 9.00–12.40 Uhr, Juristische Fakultät, Peter Merian-Weg 8, Basel

17. November, 18.00 Uhr

Aus der Praxis der Baurekurs- kommission

Vortrag von Dr. Annatina Wirz, Advokatin, Leiterin juristisches Sekretariat, und Dr. Eva Kornicker Uhlmann, juristische Sekretärin, Baurekurskommission Basel-Stadt, Juristische Fakultät, Pro Iure Auditorium, Peter Merian-Weg 8, Basel



19. November, 19.00 Uhr

Zappelphilipp – Hans Guck in die Luft: Was brauchen wilde Kinder?

Vortrag von Prof. Dr. Christina Stadler, Leitung Forschungsabteilung Kinder- und Jugendpsychiatrische Klinik, Professorin für Entwicklungspsychopathologie, Universität Basel, UPK Basel, Ökonomiegebäude, Plenum 1, Wilhelm Klein-Strasse 27, Basel

23. November, 18.00–20.00 Uhr

Global/Third-World Go-Between Cities Revisiting Post-War Globalization from Beirut, Dakar and Sin- gapore, 1940s–1970s

Vortrag von C. Schayegh, Institute for European Global Studies, Baselpainstitut, Gellertstrasse 27, Basel

26. November, 18.00 Uhr

SeminBar mit Dr. Philippe Marlière

Der französische Biologe, Innovator und Unternehmer Dr. Philippe Marlière ist zu Gast in der SeminBar des NCCR Molecular Systems Engineering. Ackermannshof, St. Johannis-Vorstadt 21, 4056 Basel.



2. Dezember, 20.15 Uhr

Bruno Manser und der Regenwald von Borneo

Vortrag von Dr. Lukas Straumann, Vesalianum, Hörsaal 1, Eingang neben Vesalgasse 1, Basel

3. Dezember, 18.15 Uhr

Selbsterleben und Subjektivität. Eine Herausforderung der Psychiatrie

Öffentliche Habilitationsvorlesung von PD Dr. Daniel Sollberger, Privatdozent für Psychiatrie, Naturhistorisches Museum, Aula, Augustinergasse 2, Basel

9. Dezember, 18.00–19.15 Uhr

«Das tintenleck- sende Säkulum». Funktion und Praxis des Briefes im 18. Jahrhundert am Beispiel der Bernoulli- Briefwechsel

Dr. Fritz Nagel, Bernoulli-Euler-Zentrum an der Universität Basel, Universitätsbibliothek, Vortragsaal, 1. Stock, Schönbeinstrasse 18–20, Basel



10. Dezember, 12.00–14.00 Uhr

Siedlungs- und Bevölkerungs- geschichte Islands

Vortrag von Martin Schuler, EPFL Lausanne, Kollegienhaus der Universität, Hörsaal 120, 1. Stock, Petersplatz 1, Basel

13. Dezember, 15.00–17.00 Uhr

Café Scientifique: Sammeln. Urtrieb, Hobby, Obsession

Vorträge von Prof. Dr. Christian Meyer, Dr. Philippe Büttner, Dr. Flavio Häner; Moderation: Christoph Keller, Café Scientifique Basel, Totengässlein 3, Basel

17. Dezember, 18.15 Uhr

Vom Winde verweht – Wenn sich Luft in Luft auflöst

Öffentliche Habilitationsvorlesung von PD Dr. Emanuel Burri, Privatdozent für Gastroenterologie, Naturhistorisches Museum, Aula, Augustinergasse 2, Basel

3. und 4. Februar 2016, 19.30 Uhr

Weltenreise: Infiziert! Viren, Bakterien, Parasiten

3. Februar, im Museum BL in Liestal
4. Februar, im Stadtcasino Basel
Eintritt 15.– Fr. / 10.– Fr.



Bessere Arzneimittel dank Innovation

Novartis will hochwertige medizinische Lösungen entdecken, entwickeln und bereitstellen und damit auf die sich wandelnden Bedürfnisse von Patienten und Gesellschaft auf der ganzen Welt eingehen.

Wir sind überzeugt, dass unser vielfältiges Gesundheitsportfolio, unser Engagement für Innovation und unsere verantwortungsbewusste Vorgehensweise es uns ermöglichen, unsere Mission zu erfüllen: Krankheiten vorzubeugen und zu heilen, Leiden zu lindern und Lebensqualität zu verbessern.

Novartis ist ein in über 140 Ländern tätiges und weltweit führendes Gesundheitsunternehmen, das in der Schweiz zu Hause ist.